

Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen  
- Abteilung Köln -  
Fachbereich Sozialwesen

**Die Bedeutung des „Deutschseins“ für Aussiedlerinnen  
aus der ehemaligen Sowjetunion**

Eine Analyse anhand biographisch-narrativer Interviews

Bachelor-Thesis im Modul 5  
zur Erlangung des Grades „Bachelor of Arts“

Renate Birth  
Heidegraben 32a  
53842 Troisdorf  
Matr.-Nr.: 513479  
renate.birth@mail.katho-nrw.de

Erstprüferin: Frau Prof. Dr. phil. Annette Müller

Zweitprüferin: Frau Prof. Dr. rer. pol. Angelika Schmidt-Koddenberg

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
<b>I. Theorie.....</b>	<b>4</b>
1 Die Geschichte der AussiedlerInnen .....	4
1.1 Die Migration der Deutschen in die ehemalige Sowjetunion.....	5
1.2 Die Anfänge in den deutschen Kolonien.....	6
1.3 Das Leben der Russlanddeutschen vor dem ersten Weltkrieg bis zu ihrer Ausreise.....	7
1.4 Die Rückkehr in die Bundesrepublik Deutschland .....	10
2 Migration .....	12
2.1 Migrationsprozesse .....	13
2.2 Das natio-ethno-kulturelle Anderssein nach Mecheril.....	15
3 Zusammenfassende Bewertung .....	18
<b>II. Empirie .....</b>	<b>22</b>
4 Forschungsfragen .....	22
5 Forschungsdesign.....	23
5.1 Erhebungsmethode.....	23
5.2 Stichprobe.....	24
5.3 Durchführung.....	26
5.4 Auswertungsmethode.....	28
6 Kategoriale Analyse .....	30
6.1 Ressourcen.....	30
6.1.1 Familie und Soziales Netzwerk .....	30
6.1.2 Glaube .....	32

6.2	Phase I: Prä-Migration .....	34
6.2.1	Umgang mit der Vergangenheit der Vorfahren .....	34
6.2.2	Kindheit und Erziehung .....	36
6.2.3	Leben in der Sowjetunion .....	38
6.3	Phase II: Migration .....	39
6.3.1	Ausreise.....	39
6.3.2	Erste Eindrücke.....	41
6.3.3	Reaktionen der Bevölkerung .....	42
6.4	Phase III: Post-Migration .....	44
6.4.1	Leben in Deutschland.....	44
6.4.2	Zugehörigkeit und Integration .....	45
6.4.3	Fazit zur Rückkehr.....	47
7	Zusammenfassung der Ergebnisse .....	49
<b>III.</b>	<b>Schlussfolgerung.....</b>	<b>52</b>
8	Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit .....	52
8.1	Soziale Arbeit mit Migrantengruppen.....	54
8.1.1	Auffangen der MigrantInnen nach der Einreise .....	54
8.1.2	Die familiäre Ressource nutzen - Familienarbeit .....	55
8.2	Aufklärung in der Gesellschaft .....	56
8.3	Haltung der SozialarbeiterInnen .....	57
9	Fazit.....	58
	Literaturverzeichnis .....	59
	Anhang .....	65
	Eigenständigkeitserklärung .....	68

## Einleitung

*„In Russland waren wir die Deutschen, und in Deutschland sind wir die Russen“  
(Ipsen-Peitzmeier et al. 2006: S.14).*

Genauso oder so ähnlich wird jedem dieser Satz begegnen, wenn er sich mit der russlanddeutschen Volksgruppe beschäftigt. Egal ob im persönlichen Austausch oder in der Beschäftigung einschlägiger Literatur – es wird immer wieder der gleiche Satz erwähnt. Hiermit wird auch der Zwiespalt erkennbar, in denen sich viele Angehörige dieser Gruppe befinden. Über mehr als ein Jahrhundert hinweg, bewahrten sie ihre deutsche Nationalität. Die Bewahrung der deutschen Kultur und der Sprache hatten während ihrer Zeit in der Diaspora immerfort einen hohen Stellenwert. Zwar mussten sie aufgrund ihrer Nationalität viel Leid und Diskriminierung erleben, aber dennoch hielten sie an ihr fest. Es war ihr tiefster Wunsch nach Deutschland zurück zu kehren und endlich in ihrer Identität anerkannt zu werden. Endlich in der alten Heimat angekommen, wurden sie allerdings mit einer anderen Realität konfrontiert. Sie waren anders als die Bundesbürger und das wurde ihnen auch vermittelt (vgl. Dietz 1997: S.60). Seit ihrer Rückkehr in die Bundrepublik, lässt sich eine Irritation in ihrer ethnischen Identität feststellen (vgl. Kiel 2009: S.39).

Warum schreibe ich über dieses Thema? Nun, weil meine Eltern vor ca. 30 Jahren auch als Russlanddeutsche nach Deutschland kamen. Obwohl ich hier geboren wurde, musste auch ich mich damit beschäftigen welche ethnische Zugehörigkeit ich habe. Meine Eltern schärften mir immer ein „deutsch“ zu sein. In der Schule wurde ich aber als „Russin“ bezeichnet. Ja, wer war ich nun? Oft wusste ich nicht, wie ich das erklären sollte. Irgendwann merkte ich, dass ich mich mit manchen deutschen Sitten und Umgangsformen auch nicht so ganz identifizieren konnte. Wir waren halt anders. Und genau dasselbe Dilemma konnte ich in vielen russlanddeutschen Familien feststellen. Deshalb beschäftige ich mich in meiner vorliegenden Arbeit mit dem Thema, wie sich die Bedeutung des Deutschseins innerhalb des Migrationsprozesses entwickelte und welchen Einfluss die persönliche Biographie dazu beigetragen hat. Außerdem möchte ich thematisieren, welche Auswirkungen sich aus der oben beschriebenen Irritation der ethnischen Identität ergeben können. Hierfür habe ich biographisch-narrative Interviews mit drei russlanddeutschen Frauen geführt.

Zunächst beschäftige ich mich in einem theoretischen Teil mit der Geschichte der Russlanddeutschen, gehe auf die Schritte des Migrationsprozesses ein und erläutere dann den Begriff der natio-ethno-kulturellen Identität von Paul Mecheril. Diese Informationen werden anschließend in einer Zusammenfassung bewertet.

Im nächsten Abschnitt folgt ein empirischer Teil. Anfangs werden die Forschungsfragen und das Forschungsdesign näher erklärt. Danach folgt der größte Part mit der kategorialen Analyse der Interviews. Hier wird auf die Ressourcen, sowie relevante Themen der Migrationsphasen der Befragten eingegangen. Die Ergebnisse werden anschließend zusammengefasst.

Der letzte Abschnitt umfasst die Schlussfolgerungen aus dieser Forschung. In ihr werden Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit erörtert.

## I. Theorie

### **1 Die Geschichte der AussiedlerInnen**

Um die Geschichte der (Spät-)AussiedlerInnen zu verstehen, muss zunächst einmal geklärt werden was die Bezeichnung bedeutet. Das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat gibt folgende Definition vor:

*„(Spät-)Aussiedler sind Deutsche im Sinne des Grundgesetzes, die im Ausland als deutsche Minderheit leben und dann in die Heimat ihrer Vorfahren zurückkehren, um sich hier dauerhaft niederzulassen.“ (BMI 2018)*

Deutsche Volkszugehörige, die vor dem 01.01.1993 in die Bunderepublik migrierten, werden als AussiedlerInnen bezeichnet. Diejenigen, die später nach Deutschland einwanderten, werden unter dem Begriff SpätaussiedlerInnen gefasst. Die gemeinsame Bezeichnung kann aber darüber hinwegtäuschen, dass es sich um verschiedene deutsche Einwanderungsgruppen aus unterschiedlichen Ländern in Osteuropa handelt. Die Hintergründe und Lebensumstände der Gruppierungen sind dabei ebenso heterogen und müssen im Einzelnen betrachtet werden.

Was sie aber verbindet, ist die über Generationen hinweg bewahrte deutsche Kultur, angesichts der fremden Einflüsse im Osten. Außerdem waren sie aufgrund des zweiten Weltkrieges und ihrer deutschen Volkszugehörigkeit erheblichen Repressalien ausgesetzt, welches auch als Kriegsfolgenschicksal bekannt ist. Erst seit den 50er-Jahren

wurde den AussiedlerInnen das Recht zuerkannt in die Bundesrepublik zurückzukehren und die deutsche Staatsangehörigkeit zu erhalten. Nach § 6 Abs.2 des Bundesvertriebenengesetzes wird die deutsche Volkszugehörigkeit anerkannt, wenn drei Voraussetzungen erfüllt werden. Zuerst muss nachgewiesen werden, dass mindestens ein Elternteil die deutsche Staats- oder Volksangehörigkeit besitzt. Als zweites muss durch eine Nationalitätenerklärung oder auf vergleichbare Weise ein Bekenntnis zum deutschen Volkstum bestehen. Und zuletzt sollte sichergestellt werden, dass eine deutsche Prägung durch Sprachkenntnisse, Erziehung und Kultur vorhanden ist. Die ersten beiden Punkte ergaben sich zumeist aus den Urkunden der AntragstellerInnen. Der letzte Punkt musste mit Hilfe von Zeugen oder Sprachtests nachgewiesen werden (vgl. bpb 2007). Nicht selten kam es vor, dass Familien über Jahrzehnte hinweg Anträge auf Ausreise stellten und diese immer wieder abgelehnt wurden (vgl. Malchow et al. 1990: S.44). Erst mit der Lockerung der Ausreisepolitik im Osten und der Öffnung der Grenzen im Jahr 1987, wurde die Ausreise erleichtert und damit eine größere Migrationsbewegung von Osteuropa nach Deutschland ausgelöst.

Der größte Teil der AussiedlerInnen kam mit ca. drei Millionen ab 1987 in die Bundesrepublik Deutschland. Mittlerweile sind es bereits 4,5 Millionen. Davon stammen fast 2,5 Millionen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion (vgl. bpb 2018). Damit gehören die (Spät-)AussiedlerInnen zu der größten Kategorie der MigrantInnen in Deutschland. Da ich in meiner Arbeit den Fokus auf AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion lege, die vor 1993 nach Deutschland kamen, werde ich im Weiteren nur noch auf diese Gruppe eingehen. Sie werden auch als Russlanddeutsche bezeichnet. Dieser Begriff kann etwas verwirrend sein, da die Sowjetunion neben Russland noch aus weiteren 14 Republiken bestand. Die Bezeichnung ist vielmehr als ein Sammelbegriff zu verstehen.

In den folgenden Unterpunkten möchte ich nun auf die Migrationsgeschichte der Russlanddeutschen eingehen.

### **1.1 Die Migration der Deutschen in die ehemalige Sowjetunion**

Der größte Anteil der (Spät-)AussiedlerInnen wanderte zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert in die ehemalige Sowjetunion aus. Das russische Reich war zu dem Zeitpunkt noch größer und umfasste Gebiete, die heute autonome Länder sind, wie z.B. Kasachstan.

Weil damals noch viele Gebiete des russischen Reiches wirtschaftlich noch nicht erschlossen waren, wurden ausländische Arbeitskräfte angeworben, um sich dort anzusiedeln (vgl. Kiel 2009: S.19). Grundlage dafür bot das Einladungsmanifest der Zarin Katharina II. im Jahr 1763 bzw. 1804. Die Zarin, auch bekannt als Katharina die Große, war ursprünglich Deutsche. So verwundert es auch nicht, dass ihr Angebot speziell an die Bevölkerung in Deutschland gerichtet war. In ihrer Einladung warb sie mit sozialen und religiösen Privilegien, die besonders reizvoll für das deutsche Volk waren. Zu ihren Versprechen gehörte unter anderem, die Bewahrung der eigenen Kultur und Sprache, unentgeltliches Land, 30 Jahre Steuerfreiheit, Zinsfreie Kredite, Religionsfreiheit, fortlaufende Befreiung vom Militärdienst und das Recht auf Selbstverwaltung in den entstehenden deutschen Siedlungsgebieten (vgl. Malchow et al. 1990: S.18). Die Werbemaßnahmen waren besonders effektiv, weil die damalige deutsche Bevölkerung unter den Folgen des Siebenjährigen Krieges litt: wie Missernten, Verpflichtung zum Militärdienst und religiöser Verfolgung (vgl. hier und im Folgenden Schneider 2005). Bis zum 20. Jahrhundert wanderten insgesamt 30.000 Personen in verschiedene Regionen der Sowjetunion aus. Auf dem beschwerlichen Weg in die Sowjetunion kamen jedoch viele um. Die meisten Kolonien entstanden dabei in der Wolga- bzw. Schwarzmeerregion. Zu den Ausgewanderten gehörten vor allem Menschen, die im landwirtschaftlichen oder handwerklichen Gewerbe tätig waren. Demnach genau die Zielgruppe, die mit der Einwanderungspolitik angeworben werden sollte. Mit der Kolonisation der unbesiedelten Gebiete, erhofften sich die Zaren neue Erkenntnisse für die Landwirtschaft und damit einen wirtschaftlichen Aufschwung für das Land (vgl. Kiel 2009: S.18f.). Bei der Ankunft der Deutschen stellte sich aber schnell heraus, dass die Versprechen nicht eingehalten wurden. Es fehlte an den grundlegendsten Dingen wie Baumaterial oder Wohnraum.

## **1.2 Die Anfänge in den deutschen Kolonien**

In den ersten Jahrzehnten mussten sie um das Überleben kämpfen. Die Anfänge in dem neuen Land waren sehr mühsam. So arbeiteten sie die ersten Jahre unter großen Schwierigkeiten und litten aufgrund von Ernteausfällen trotzdem an Hunger und Armut (vgl. Schneider 2005). Außerdem waren die deutschen Dörfer schutzlos. Das besetzte Weideland gehörte vorher tatarischen und kalmückischen Stämmen. Weil sie ihr ehemaliges Gebiet bedroht sahen, griffen sie die deutschen Siedlungen an und raubten sie

aus. Über tausend Personen wurden damals in die Sklaverei verschleppt (vgl. Nolte 2007: S.60).

Mit der Zeit erhielten die Deutschen das ihnen versprochene Recht ihre Dörfer autonom zu verwalten und so entstanden an vielen Orten deutsche Siedlungen (vgl. Nolte 2007: S.62). Ihre Siedlungen waren von umliegenden Gesellschaften abgegrenzt und in sich geschlossen. Die oberste Priorität hatte die Bewahrung der eigenen Kultur, Religion und Volkszugehörigkeit. Die deutsche Identität sollte nicht durch fremde Einflüsse vermischt werden, daher fand über Generationen hinweg kaum Assimilierung an die umliegenden Bevölkerungsgruppen statt (vgl. Kiel 2009: S.24). Die Deutschen pflegten nur selten Kontakte nach außen. Die deutsche Sprache konnte über Jahrzehnte erhalten bleiben, weil die Amtssprache in den Kolonien deutsch war. Das zeigte sich auch in einer Studie im Jahr 1926. So gaben 94,6% der ausgesiedelten Deutschen die deutsche als ihre Muttersprache an (vgl. Kiel 2009: S.20).

Aufgrund der vielen Privilegien ging es ihnen gut. Sie waren unabhängig und bauten eigene Institutionen auf - wie Kirchen, Schulen oder Verwaltungen. Der komplette Alltag wurde selbst verwaltet. Des Weiteren wiesen sie eine hohe Geburtenrate auf, sodass innerhalb von 140 Jahren die Bevölkerung auf 1,7 Millionen Personen wuchs (vgl. Malchow et al. 1990: S.22). Der christliche Glaube in seinen verschiedenen Formen war eine Konstante in der russlanddeutschen Gemeinschaft. 98,7% gehörten einer christlichen Glaubensrichtung an. Er nahm eine wichtige Funktion bei der Ausübung des kulturellen und sozialen Lebens ein (vgl. Kiel 2009: S.21). Vor allem auch deshalb, weil sich die Konfessionen gegenüber der sowjetischen Bevölkerung unterschieden. So bestand nicht nur eine ethnische, sondern zugleich auch religiöse Abgrenzung. Wenn sich eine Person als Deutsche identifizierte, so war dies mit der Zugehörigkeit zu einer der christlichen Konfessionen verbunden (vgl. Ilyien 2006: S.281).

### **1.3 Das Leben der Russlanddeutschen vor dem ersten Weltkrieg bis zu ihrer Ausreise**

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich die Situation für die Deutschen. Unter Zar Alexander III. kam es durch Aufkommen panslawistischer Ideen zu einer Russifizierung der Sowjetunion. Sein Ziel war es, durch den Nationalismus die slawischen Völker kulturell und politisch zu vereinen und Russland zu stärken. Davon



waren Minderheiten wie die deutschen Kolonisten besonders betroffen. Autonomie und Rechte wurden Ihnen progressiv entzogen. Darunter fielen zum Beispiel die Aufhebung der örtlichen Selbstverwaltung und Steuerfreiheit, die Einführung der Wehrpflicht, die Einschränkung des Grundbesitzes und des Wahlrechts (vgl. Malchow et al. 1990: S.22). Als 1914 das Deutsche Reich Russland den Krieg erklärte, verschlechterten sich die Lebensbedingungen der deutschen Aussiedler weiter (vgl. Roesler 2003: S.21). Die Deutschen wurden immer mehr zum Feindbild. Zudem lag die Befürchtung vor, dass sich die deutsche Minderheit gegen Russland stellen und eine Germanisierung vorantreiben könnte. Aus diesem Grund wurden bis 1916 alle an der Westgrenze lebenden Deutschen, das waren etwa 50.000, nach Sibirien zwangsumgesiedelt. Während des Transports kamen die meisten Menschen jedoch um (vgl. Malchow et al. 1990: S.27). Es folgten weitere Repressalien. Dazu gehörte die Schließung von deutschen Schulen, sowie das Verbot von deutschen Zeitungen und der deutschen Sprache.

Kurz darauf verbesserte sich die Lage im Wolgagebiet zeitweilig. Daraus gründete sich 1924 die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen. Die Wolgadeutschen konnten ihre Kultur ausleben, hatten eine eigene Verwaltung und deutsch als Amtssprache (vgl. Kiel 2009: S.23). In dieser Zeit nahm der wirtschaftliche Einfluss des Wolgagebietes zu. Ebenso wurden viele kulturelle Einrichtungen und Hochschulen gegründet (vgl. Nolte 2007: S.62). Diese Freiheit hielt aber nur bis 1928 als Stalin zum Alleinherrscher über die Sowjetunion ernannt wurde. Unter ihm wurde die sowjetische Wirtschaft umgestaltet. Als Stalin die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft anordnete, wurden alle sogenannten „Kulaken“, also Großbauern, enteignet. Die Deutschen traf es besonders hart, weil viele von ihnen Großbauern waren und es zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatten. Ebenso spielte ihre Nationalität eine Rolle. Sie wurden nach Sibirien verbannt oder getötet. Unter Stalin wurde die Religionsfreiheit eingeschränkt und später komplett verboten. Darunter hatten die Deutschen besonders zu kämpfen, weil der Glaube für sie ein Fundament zur Bewahrung der eigenen Kultur darstellte (vgl. Kiel 2009: S.23).

Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Sowjetunion im Sommer 1941 verschlechterte sich die Situation der Deutschen zusehends. Es wurde ein Dekret erlassen, in dem den Russlanddeutschen die Bürgerrechte entzogen wurde. Unter dem Verdacht, dass sich die deutschen Siedler mit den Nationalsozialisten verbünden könnten, wurde die Wolgarepublik aufgelöst. Alle Deutsche, die im westlichen Teil der UdSSR lebten,

wurden unter dem Vorwand des Schutzes, nach Sibirien, Kasachstan oder Mittelasien deportiert. Zu stark war die Angst der Sowjets, dass sich die deutschen Siedler mit der deutschen Wehrmacht verbinden könnten. Sie selbst hatten jedoch keine bösen Absichten gegenüber der Sowjetunion und hätten wahrscheinlich nie damit gerechnet, dass sie so ein Schicksal treffen würde.

Bis 1945 waren es insgesamt 300.000 Menschen, die unter Zwang ihr zu Hause verlassen mussten (vgl. Kiel 2009: S.25). Dort kamen sie in Arbeitslager. Männer und Frauen zwischen 16 bis 60 mussten in der „Trudarmee“ unter menschenverachtenden Bedingungen und knapper Versorgung Schwerstarbeit in Bergwerken, beim Holzfällen, beim Straßenbau oder in der Rüstungsindustrie leisten (vgl. Roesler 2003: S.22). Die Trudarmee glich einem Straf-gefangenenlager, welches die Deportierten nicht verlassen durften. Sie unterstanden einer militärischen Sonderverwaltung, die auch Kommandantur genannt wurde. Unter den schwierigen Bedingungen starben viele Deutsche (vgl. Nolte 2007: S.63). 1946 wurde die Arbeitsarmee aufgelöst. Allerdings unterstanden die Deutsche weiterhin der Kommandantur und durften nicht in ihre alten Siedlungsgebiete zurückkehren. 1949 waren von dieser Lage in etwa eine Millionen Deutsche betroffen (vgl. Kiel 2009: S.26). Eine Entschädigung oder Rehabilitation blieben aus (vgl. Nolte 2007: S.63). Erst im Dezember 1955 erhielten die Deutschen ihren Status und ihre Rechte als freie Sowjetbürger zurück. Die Rückkehr in ihre ehemaligen Dörfer wurde ihnen aber weiterhin versagt. Aufgehoben wurde das Rückkehrverbot erst 1972 (vgl. Kiel 2009: S.27f.).

Aufgrund dieser langen Zeit zogen die Russlanddeutsche in andere Städte und verteilten sich im ganzen Land. Die deutsche Minderheit hatte damit zu kämpfen, dass alles Deutsche aus dem öffentlichen Leben verdrängt wurde. So bekamen die alten Siedlungsgebiete russische Namen, deutsche Einrichtungen wurden teilweise vernichtet und das Sprechen der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit verdrängt (vgl. Kiel 2009: S.27). Obwohl das Verhältnis zu der einheimischen Bevölkerung gut war, blieben Unterschiede stets erkennbar und das Gefühl der Fremdheit präsent. Statt wie bisher erneut in der Landwirtschaft tätig zu werden, gingen die Deutschen einer Beschäftigung im Bergbau, Dienstleistungs- oder Industriegewerbe nach (vgl. Kiel 2009: S.28). Auch wenn sie allmählich wieder an Autonomie gewannen und zum Beispiel deutsche Zeitungen oder christliche Kirchen gründeten, blieben ihre Rechte weiterhin eingeschränkt. Außerdem waren sie aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit anhaltenden

Diskriminierungen ausgesetzt. Besonders bei der Vergabe von Studien- oder Arbeitsplätzen erlebten sie Benachteiligungen. Der Wunsch nach einer vollständigen Genesung und Rehabilitation der deutschen Siedlungen, insbesondere im Wolgagebiet, blieb unerfüllt (vgl. Roesler 2003: S.25). Stattdessen lebten sie unter dem Druck der schulischen und kulturellen Russifizierungen.

Um den alltäglichen Diskriminierungen und Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, nutzten Jugendliche vorwiegend die russische Sprache und versuchten nicht aufzufallen. Nach einer Umfrage im Jahr 1979 gaben demnach nur noch 56% der Russlanddeutschen die deutsche Sprache als ihre Muttersprache an. Ebenso nahm die Anzahl an gemischten Ehen zu.

Die Erlebnisse während des zweiten Weltkrieges und die fortlaufenden Diskriminierungen und Einschränkungen im Ausleben der eigenen Kultur und Religion, verstärkten den Wunsch nach einer Ausreise in die Bundesrepublik (vgl. Kiel 2009: S.29). Es gab viele Gründe, warum sie ausreisen wollten. Einer der wichtigsten Punkte war, ihre deutsche Kultur vor dem Zerfall zu bewahren (vgl. Malchow et al. 1990: S.43).

#### **1.4 Die Rückkehr in die Bundesrepublik Deutschland**

Eine Ausreise war jedoch zu der damaligen Zeit nicht so einfach möglich. Die Vertragsumsiedler gehörten zu den Ersten, die aus der UdSSR ausreisen durften. Sie lebten nur infolge der Annexion ehemaliger deutscher Gebiete in der Sowjetunion. Ihnen wurde anlässlich eines früheren deutsch-sowjetischen Vertrages 1958 die Ausreise genehmigt. Ebenfalls wurden Ausreiseanträge hinsichtlich von Familienzusammenführungen stattgegeben (vgl. Malchow et al. 1990: S.39). Eine Rückkehr ins Ursprungsland wurde zwar seit dem in Kraft treten des Bundesvertriebenengesetzes am 19. Mai 1953 rechtlich ermöglicht, jedoch Ausreiseerlaubnisse nur in seltenen Fällen genehmigt.

Da Ausreiseanträge zuvor mit den Arbeitseinheiten abgestimmt werden mussten, folgten häufig Schikanen, Entlassungen, Geldstrafen oder sogar Gefängnis. Jährlich durfte nur ein Antrag pro Familie gestellt werden. In der Regel wurde er negativ beschieden, sodass Manche sogar bis zu 20 Jahre auf ihre Ausreisegenehmigung warteten. Durch Demonstrationen, Hungerstreiks oder Rückgabe der sowjetischen Pässe wurde versucht eine Ausreise zu beschleunigen. Erst unter Gorbatschow trat 1987 ein liberales

Ausreisegesetz in Kraft und löste damit einen plötzlichen Anstieg der Auswanderungszahlen aus (vgl. Malchow et al. 1990: S.39).

Die Gründe für die enorme Migrationsbewegung lagen vor allem in der jahrelangen Unterdrückung und Diskriminierung, der Hoffnung auf ein besseres Leben und in dem Wunsch endlich in das Land der Vorfahren zurückkehren zu können. Die Meisten sahen keine Zukunft mehr in der Sowjetunion und hatten wenig Hoffnung, dass sich ihre Situation noch verbessern könnte. Sie hatten die Sehnsucht, wieder frei ihre eigene Kultur ausleben zu können. Des Weiteren bestand die Angst, dass die Möglichkeit zu gehen bald wieder rückgängig gemacht werden könnte (vgl. Malchow et al. 1990: S.44f.).

Wer einen Antrag auf Ausreise gestellt hatte und nach Artikel 116 GG und dem Vertriebenengesetzes seine Zugehörigkeit zum deutschen Volk nachweisen konnte, durfte nach Deutschland ausreisen. Bis Ende 2004 sind seitdem 2,5 Millionen AussiedlerInnen aus der Sowjetunion nach Deutschland gekommen (vgl. Schneider 2005).

Neben dem Recht auf Rückkehr, bot die Bundesrepublik auch verschiedene Eingliederungshilfen, um die Ankunft und das Einleben zu erleichtern (vgl. hier und im Folgenden Malchow et al. 1990: S.56-59). Geregelt wurden sie durch das Bundesvertriebenengesetz, das Lastenausgleichsgesetz sowie durch die Eingliederungsprogramme der Bundesregierung von 1976 und 1988. Die AussiedlerInnen erhielten zum einen Leistungen, die allen Bundesbürgern zustanden, wie z.B. Leistungen der Sozialversicherungen, ohne dass sie selbst eingezahlt hatten. So konnten Senioren eine Rente beziehen, ohne etwas selbst hinzugesteuert zu haben. Neben diesen Leistungen gab es auch Hilfen, die nur an die AussiedlerInnen gerichtet waren. Diese sollten dabei helfen, die Schäden auszugleichen, die durch die Enteignungen und den Krieg entstanden sind. Außerdem boten sie eine Grundlage für den Aufbau einer neuen Existenz. Zu den Eingliederungshilfen gehörten zum Beispiel Entschädigungen des Verlustes von Immobilien oder anderen Wertgegenständen, Sprachkurse und Umschulungsprogramme, vergünstigte Unterbringungen, Darlehen zu geringen Zinsen und vieles mehr.

Diese Begünstigungen wurden von der einheimischen Bevölkerung jedoch nicht mit Wohlwollen gesehen. Mit Neid und Missgunst wurden die neuen ZuwanderInnen betrachtet (vgl. hier und im Folgenden Malchow et al. 1990: S.75f.). Die Bevölkerung sah die AussiedlerInnen nicht als Heimkehrer an, sondern stellte sie mit den

zugewanderten AusländerInnen und AsylantInnen gleich. Der Zuzug der AussiedlerInnen wurde als Ursache dafür gesehen, dass die Wohnungsnot und die Arbeitslosigkeit stiegen. Zusätzlich zur Wut, machte sich Angst vor Übersiedelung und Überfremdung breit. An diesem Unmut profitierten vor allem rechtsradikale Parteien. Neben Diskriminierungen kamen Anschläge auf Aussiedlerunterkünfte hinzu. Die Bundesregierung versuchte mit Hilfe von Werbekampagnen diesen Vorurteilen entgegen zu treten (vgl. hier und im Folgenden Malchow et al. 1990: S.62-65). Sie waren der Meinung, dass durch die AussiedlerInnen der Arbeitskräftemangel minimiert und die Wirtschaft angekurbelt wird. Dauerhaft würden sie ein Gewinn für Deutschland darstellen. Die Bevölkerung blieb jedoch angesichts der hohen Zuwanderungszahlen gespalten. Um den Sozialneid zu minimieren und die Zuwanderung einzudämmen, wurden deshalb Ende 1992 Leistungen gekürzt und der Zuzug von AussiedlerInnen auf 220.000 pro Jahr begrenzt (vgl. Schneider 2005). Seit 2001 wurde die Zahl auf 100.000 Personen im Jahr minimiert (vgl. Mecheril 2004: S.31).

Das Einleben der HeimkehrerInnen gestaltete sich nicht so leicht wie sie es sich erwünscht hatten (vgl. hier und im Nachfolgenden Malchow et al. 1990: S.72). Sie fühlten sich zum Teil von der Bevölkerung nicht willkommen geheißen. Außerdem stellten sie allmählich fest, dass sie sich von ihrer Kultur und ihren Traditionen von den einheimischen Deutschen unterschieden. Alles hatte sich weiterentwickelt – die Sprache, der Kleidungsstil, das Essverhalten und vieles mehr. Sie selbst verstanden sich als Deutsche, die zurückgekommen sind. Mit der Zeit zeigte sich aber immer mehr, dass sie während ihres Auslandsaufenthaltes eine eigene Kultur entwickelt hatten (vgl. Kiel 2009: S.38f.). Erschwert wurde das Einleben ebenfalls durch die fehlende Anerkennung der beruflichen und akademischen Qualifikationen (vgl. Malchow et al. 1990: S.64). Dadurch waren die Neuzugewanderten häufig gezwungen Arbeiten anzunehmen, die unter ihren Fähigkeiten lagen.

## **2 Migration**

Im Folgenden möchte ich auf die theoretische Grundlage für diese Arbeit eingehen. Zunächst widme ich mich den Migrationsprozessen nach Annette Treibel, in der ich auf die einzelnen Phasen der Migration der Russlanddeutschen eingehe. Anschließend befasse ich mich mit dem Begriff der natio-ethno-kulturellen Anderen von Paul Mecheril.

Die Erläuterung soll erklären, wie es zu einer Zuschreibung des Andersseins kommt.

## 2.1 Migrationsprozesse

Klassische Migration kann im Allgemeinen wie folgt definiert werden:

*„Migration wird verstanden als dauerhafter oder dauerhaft werdender Wechsel von Menschen von einer Region bzw. einer Gesellschaft in eine andere, kurz: als Verlagerung des Lebensmittelpunktes“ (Treibel 2007: S.19)*

Von dieser Definition ausgehend, kann Migration verschiedene Ausprägungen haben. Zunächst lässt sich feststellen, dass die Entscheidung in einem Land zu bleiben oder auszuwandern davon abhängt, wo sich zukünftig eine bessere Perspektive ergibt. Annette Treibel erwähnt in diesem Bezug die freiwillige und die gezwungene Migration. Die freiwillige Migration wird auch Arbeitsmigration genannt. Die Motivation seinen Wohnort längerfristig zu wechseln, liegt dabei häufig an einem Mangel an Arbeitsplätzen und einem unzureichenden Lebensstandard. Durch die Arbeitsmigration erhoffen sich die Betroffenen ihre Situation langfristig zu verbessern. Dabei kann zukünftig sowohl eine Rückkehr in das Herkunftsland in Frage kommen oder der Nachzug der Angehörigen (vgl. Liebig 2007: S.9). Die gezwungene Migration wird demgegenüber als Fluchtmigration bezeichnet. Ihre Ursachen liegen in Krieg, Verfolgung, Naturkatastrophen, Hungersnöten und vielem weiteren. Dadurch sehen die Betroffenen meist keinen anderen Ausweg, als ihren bisherigen Wohnort zu verlassen. Da jedoch die beiden Ausprägungen oft ineinander verflochten sind, kann eine genaue Trennung nicht vorgenommen werden. Oft ist es eine Mischung aus beidem, welche eine Person dazu veranlasst, seine bisherige Heimat zu verlassen (vgl. Treibel 2007: S.16).

Ergänzend wäre hier das Modell von Everett S. Lee in dem er Migration anhand von Push- und Pull-Faktoren unterteilt. Demnach gibt es Faktoren, die Menschen zu einer Auswanderung „schieben“ (push) oder „ziehen“ (pull) (vgl. Treibel 2008: S.40). Push-Faktoren könnten auch als äußerer Druck beschrieben werden, der einen Menschen zur Migration zwingt. Pull-Faktoren lassen sich wiederum als Anreize einordnen, aufgrund dessen eine Auswanderung Vorteile bringen würde.

Wegen der verflochtenen Bedeutungen der Migrations-Begriffe kann keine genaue Zuordnung vorgenommen werden. Da aber der Migrationsprozess der Russlanddeutschen

von unterschiedlichen Wanderbewegungen geprägt ist, möchte ich im Folgenden dennoch versuchen die jeweilige Phase in eine der oben erläuterten Migrationsformen zuzuordnen. Zudem werde ich gemäß des Push- und Pull-Ansatzes mögliche Ursachen benennen. Diese Zuordnung ist relevant, um die Bedeutung des Deutschseins besser zu verstehen.

Zunächst lässt sich feststellen, dass in allen Phasen immerzu die Staaten einen wesentlichen Teil zu der Wanderung beigetragen haben (vgl. Nolte 2007: S.68).

### Phase 1: Auswanderung in die Sowjetunion

Die erste Phase war die Auswanderung in die Sowjetunion. Anlass war hierfür das Anwerben durch die Zarin Katharina II. und Zar Alexander I., die bei einer Einreise Privilegien zur Aussicht stellten. Die von Armut geplagten Deutschen erhofften sich bei ihrer Ausreise ein besseres Leben. Die Auswanderung geschah freiwillig und kann der Arbeitsmigration zugeordnet werden. Bei der Arbeitsmigration ist die wichtigste Motivation bzw. der Push-Faktor, die Aussicht auf eine bessere bzw. überhaupt eine Arbeitsstelle und die Möglichkeit seinen Lebensstandard zu erhöhen (vgl. Treibel 2015: S.24).

### Phase 2: Deportation bzw. Zwangsumsiedlung

Die zweite Phase umfasst die Deportation nach Sibirien und anderen Gebieten der ehemaligen Sowjetunion. In diesem Fall ist die Zuordnung zur erzwungenen Migration bzw. gewaltsamen Migration eindeutiger, denn die Betroffenen konnten sich nicht wehren und wurden zur Zwangsarbeit genötigt. Sabine Liebig ordnet in ihrem Artikel „Migration: Motive und Formen“ die Zwangsumsiedlung der Russlanddeutschen ebenfalls in die Kategorie der gezwungenen Migration ein (vgl. Liebig 2007: S.12).

### Phase 3: Umzug innerhalb der Sowjetunion

Als dritte Phase folgt die Zeit ab Ende 1955 als die Deutschen wieder ihre Rechte als freie Sowjetbürger erhielten und die Sondersiedlungen verlassen durften. Sie waren nun frei an andere Orte zu ziehen, ausgenommen ihren alten Siedlungen (vgl. Malchow et al. 1990: S.39). Denn ihre Dörfer und Häuser waren meist schon von Einheimischen besetzt worden. So zogen sie häufig in den Süden der ehemaligen Sowjetunion, unter anderem nach Kasachstan (vgl. Nolte 2007: S.63). Diese Form der Wanderungsbewegung kann der Binnenmigration zugeordnet werden. Sie bezeichnet den Umzug innerhalb der

Landesgrenzen, um bessere Lebensbedingungen oder Schutz zu finden (vgl. Angenendt 2009).

#### Phase 4: Auswanderung nach Deutschland

Die letzte Phase ist die Rückkehr in die Bundesrepublik Deutschland. Nachdem die Deutschen keine Zukunft mehr in der Sowjetunion sahen und Michail Gorbatschow 1987 die Ausreisebestimmungen erleichterte, drängten immer mehr Deutsche zur Ausreise. Sie erhofften sich ein besseres Leben und wieder unter Deutschen leben zu können. Die zurückkehrenden Deutschen wurden nach Artikel 116 GG als Vertriebene eingestuft. Aufgrund ihrer Vergangenheit erhielten sie einen privilegierten Migrationsstatus (vgl. Panagiotidis 2018). Die Geschichte der Russlanddeutschen ist so einzigartig, dass sich ihre Rückkehr nach Deutschland nicht ohne Weiteres einer bestimmten Migrationsform zuordnen lässt. Deswegen wird sie auch als Aussiedlermigration bezeichnet.

Aufgrund der historischen Ausführung wird deutlich, dass eine Zuordnung nur anhand der Nationalität im Falle der Russlanddeutschen nicht ausreichend ist. Es würde die Volksgruppe ungenügend beschreiben und das Identitäts-Dilemma nicht verdeutlichen. Daher bedarf es eines neuen Begriffes. Ein passender Ausdruck ist die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit nach Paul Mecheril.

## **2.2 Das natio-ethno-kulturelle Anderssein nach Mecheril**

Für Menschen, die in mehreren Kulturen beheimatet sind und sich mehreren Nationalitäten zugehörig fühlen, hat Paul Mecheril den Begriff der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit entwickelt. Die Kombination aus den drei Begriffen ergibt sich aufgrund der häufig ungenauen Abgrenzung und Verwendung im Alltag und Wissenschaft. Im Gebrauch werden sie häufig nicht klar voneinander getrennt, sodass die Bedeutung mittlerweile verschwimmt. Die Bezeichnung des Natio-ethno-kulturellen macht deutlich, wie verflochten die Begriffe sind und zeigt die gemeinsame Relevanz in Bezug auf Zugehörigkeiten (vgl. Mecheril 2004: S.20).

Durch die Bildung des natio-ethno-kulturellen „Wir“, wird ersichtlich, wer zu einer bestimmten Gruppe gehört. Gleichzeitig schließt es diejenigen aus, die nicht den Kriterien entsprechen (vgl. Mecheril 2004: S.22). Mecheril macht deutlich, dass es sich hierbei um eine Konstruktion handelt. Durch diese Konstruktion werden Absolute geschaffen, anhand der, Personen dazu gehören oder nicht. Der Blick liegt auf den Unterschieden,



durch die eine Positionierung und Distanzierung entweder selbst oder durch Andere hergestellt wird (vgl. Mecheril 2003: S.23). Daraus lässt sich ableiten, dass die deutsche Bevölkerung aus vielen unterschiedlichen konstruierten natio-ethno-kulturellen Gruppierungen besteht (vgl. hier und im Folgenden Mecheril 2004: S.23). Die jeweilige Gruppierung grenzt sich jeweils aufgrund der Andersartigkeit zu anderen Gruppierungen ab. Alle die nicht zu der eigenen Gruppe gehören, sind demnach Andere oder Fremde. Das Anders-Sein stellt hier ein Konstrukt dar, welches erst durch Selbst- und Fremdzuschreibung gebildet wurde. Das Gefühl anders zu sein wird demnach zum einen selbst produziert oder wird von außen erzeugt, indem Unterschiede betont werden. Hieraus ergeben sich Prozesse, in der Herausforderungen bewältigt, Werte und Kultur bewahrt und Veränderungen geschehen werden (vgl. Mecheril 2003: S.11). Das Gefühl anders zu sein kann demnach mehrere Auswirkungen haben. Am Beispiel der Russlanddeutschen könnten es folgende sein:

- Die Bewältigung der Identitätskrise, in der sich die Angehörigen zwischen der deutschen und der sowjetischen Zugehörigkeit nicht genau einordnen können
- Das Festhalten und Bewahren der kulturellen Prägungen, mit dem Risiko der Abschottung

Unter dieser Perspektive ergibt sich der Begriff der Anderen Deutschen. Mecheril gibt folgende Definition vor:

*„Andere Deutsche sind Menschen, die ihre Lebensmitte in Deutschland haben (...) die aber soweit von einem fiktiven, prototypischen Bild des oder der Standard-Deutschen abweichen, dass sie als zu weit abweichend und folglich nicht legitim zugehörig wahrgenommen und behandelt werden.“  
(Mecheril 2003: S.10).*

In dieser Bezeichnung wird ersichtlich, dass es sich um ein doppeltes Anders-Sein handelt. „Andere Deutsche“ sind sowohl anders als „die Deutschen“ aber auch anders als die „Nicht-Deutschen“ (vgl. Mecheril 2003: S.10). In diesem Dilemma befinden sich auch viele AussiedlerInnen bzw. Russlanddeutsche. Es handelt sich um eine Zugehörigkeit, die auf den ersten Blick nicht genau definiert werden kann. Und doch ist sie relevant für diejenigen, die dieser Kategorie angehören. Hierdurch wird der Zwiespalt der angehörenden Personen deutlich. Nach Mecheril wäre hier die Bezeichnung der

Mehrfachzugehörigkeit angebracht. Hiermit ist der Bezug auf mindestens zwei natio-ethno-kulturelle Räume gemeint (vgl. Mecheril 2003: S.26f.). In dem Fall der Russlanddeutschen, wäre es der Bezug auf den deutschen Kontext als auch auf den russischen. Je nachdem wie oft die Personen ihren Wohnort in andere Länder wechseln mussten, kommen gegebenenfalls weitere Räume hinzu. Somit verstehen sich betreffende Personen mehreren natio-ethno-kulturellen Kontexten zugehörig. Dementsprechend gestaltet sich auch ihr Leben. Ihr Alltag ist geprägt von Einflüssen der unterschiedlichen Kontexte.

Mecheril hat vier Dimensionen aufgestellt, um zu erklären unter welchen Aspekten eine Konstruktion der Migrationsanderen entsteht. Die Hauptdimensionen sind die Kulturelle Identität und die Diskriminierung. Beide Punkte können in der unteren Dimension entweder als Defizit oder als Ressource bewertet werden (vgl. Mecheril 2003: S.19). Im Weiteren will ich näher auf die einzelnen Punkte eingehen.

Wird Kulturelle Identität defizitär angesehen, so liegt es daran, dass sich die bewertende Gruppe über der Anderen stellt. In der deutschen Gesellschaft herrscht zumeist die Überzeugung vor, dass die eigene Kultur fortschrittlich und richtungsweisend ist. Aufgrund dessen werden Menschen, deren Kultur von dem „Standard“ abweicht, als ungebildet oder rückständig angesehen (vgl. Mecheril 2003: S.19). Sie brauchen Hilfe um sich zu assimilieren und zukünftig dem Standard entsprechen zu können. Diese Dimension wird auch als Kulturrassismus bezeichnet.

Liegt die Betrachtungsweise aber in der Kulturellen Identität als Ressource, so geht es vorrangig darum, die Andersartigkeit zu respektieren. Kulturelle Differenzen werden als gleichwertig und gleichberechtigt anerkannt. Erst durch die Anerkennung der kulturellen Identität werden Räume geschaffen, in der sich die soziale Handlungsfähigkeit des Einzelnen entfalten kann. Die eigene Zugehörigkeit zu einer Kultur ist sinnstiftend und bildet die Grundlage für die persönliche, ethnische Identität. Die kulturelle Andersartigkeit führt in diesem Sinne allerdings nicht nur zu einer Anerkennung, sondern auch gleichzeitig zu einer Festschreibung aufgrund von Kulturmerkmalen. Dies wird auch als „Othering“ oder „Kulturalismus“ bezeichnet. Wird nun

*„die kulturelle Herkunft und Position eines Menschen als hervorstechendes und prägendes Merkmal für Identität und Verhalten dieser Person angesehen“  
(Mecheril 2003: 20f.),*

so treten andere gesellschaftliche Faktoren in den Hintergrund. Erst durch den Kulturalismus werden Konstrukte geschaffen, die den Anderen auf seine Andersartigkeit festschreiben.

Der Kulturellen Identität steht nun die Diskriminierung gegenüber. Unter der Perspektive der Diskriminierung als Defizit, liegt die Betrachtungsweise auf der gesellschaftlichen Position der MigrantInnen. Es geht dabei um Prozesse und Strukturen, die zur Exklusion und damit zu einer diskriminierenden Behandlung von Menschen anderer Herkunft führen (vgl. Mecheril 2004: S.103). Benachteiligungen und ethnische bzw. rassistische Diskriminierungen gehen häufig damit einher, dass Unterschiede zwischen einer Mehrheit und anderen Minderheiten gemacht werden. Der Fokus liegt auf dem Mangel, den die Migrationsanderen erleben und durch die sie in eine Opferrolle gedrängt werden.

Die vierte Dimension geht auf die Diskriminierung als Ressource ein. Was zunächst widersprüchlich klingt, ist unter der nachfolgenden Sichtweise nachvollziehbar. Hierbei geht es um die Perspektive der MigrantInnen auf die eigene ethnische Gruppe. Es geht um die Selbst-Positionierung anders zu sein. Das Anderssein kann identitätsstiftend sein und den Zusammenhalt fördern.

Paul Mecheril geht davon aus, dass das soziale Handeln von Migrationsanderen in von außen zugeschriebenen Strukturen abläuft und dass sie damit in gewisser Weise zu ihrer Andersartigkeit gedrängt werden (vgl. Mecheril 2003: S.22). Im nächsten Teil werden die historische und die theoretische Grundlage aufeinander bezogen und miteinander verknüpft.

### **3 Zusammenfassende Bewertung**

Die Geschichte der Russlanddeutschen zeigt, dass es sich um eine besondere Volksgruppe handelt. Die verschiedenen Migrationsphasen waren nicht nur für die Betroffenen sehr prägend, sondern auch für ihre Nachfahren. Bis heute sind die Biographien der Russlanddeutschen davon gezeichnet. Immerzu wird deutlich, dass Positionierung und Distanzierung ein wesentliches Merkmal der natio-ethno-kulturelle Gruppierung der Russlanddeutschen ist. Aber nicht nur hervorgerufen aus der Gruppierung selbst, sondern auch durch die Positionierung und Distanzierung der russischen und der deutschen Bevölkerung (vgl. Mecheril 2003: S.23). Einige dieser Phasen der persönlichen

Abgrenzung, als auch die Ausgrenzung durch Andere, möchte ich anhand der Geschichte nochmal verdeutlichen.

Die Ausreise in die Sowjetunion kam erst dadurch zustande, weil die Lebensbedingungen in Deutschland schwierig waren. Der Umzug in ein fremdes Land war daher eine Notlösung, um sich ein besseres Leben aufzubauen und nicht mehr um das Überleben kämpfen zu müssen. In den neuen Gebieten angekommen, errichteten sie mit viel Mühe autonome Siedlungen. Durch den Bau eigener Dörfer, grenzten sie sich von der umliegenden Bevölkerung ab. So konnten sie in dem bleiben, was ihnen vertraut war. Diese Möglichkeit war auch das Attraktive an dem Einladungsmanifest. Sie konnten in einem fremden Land unter sich leben und mussten keine fremden, kulturellen Einflüsse befürchten. Ihre Kultur konnten sie frei ausleben und erfuhren keine Einschränkungen von außen. In ihrer Gemeinschaft hatten sie alles was sie benötigten. Mit Beginn des zweiten Weltkrieges wurde ihnen dann alles genommen. Sie verloren ihren Besitz, ihre Rechte, wurden zwangsdeportiert, zum Teil von ihren Angehörigen getrennt und verloren sogar ihr Leben. Hier erlebten sie eine extreme Form der Ausgrenzung und Distanzierung aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit.

Der zweite Weltkrieg mit allen seinen Folgen war eine erschütternde und traumatisierende Zeit für die russlanddeutsche Bevölkerung. Die plötzliche Entwurzelung aus ihrem gewohnten Umfeld, der Verlust von allem was sie besaßen, sowie die spätere Zwangsarbeit, hinterließen tiefe Spuren. Sie hatten nichts. Was ihnen aber blieb, war die Gemeinschaft - ihre Positionierung als Deutsche. Nur aufgrund ihrer deutschen Identität mussten sie diese Repressalien erleiden. Daraus bildete sich ein noch stärkerer Zusammenhalt zwischen der deutschen Minderheit und damit eine größere Bedeutung der eigenen natio-ethno-kulturellen Identität (vgl. Kiel 2009: S.27). Ihre Hoffnung auf ein besseres Leben, drückte sich in ihrem Festhalten an der deutschen Kultur aus.

Als die Kommandantur aufgehoben wurde, blieb die Ausgrenzung weiterhin in Form von Diskriminierung und Benachteiligung sichtbar. Die deutsche Minderheit war immer noch in ihren Rechten eingeschränkt und durfte nicht in ihre alten Siedlungen zurückkehren. Außerdem blieb ihnen auch die Ausreise nach Deutschland verwehrt. Sie waren somit gezwungen ganz von vorne anzufangen. Zurück blieben traumatisierte Familien, die dann mit viel Mühe ihren Lebensunterhalt bestritten. Angesichts des immer größer werdenden Assimilationsdruckes hielten sie an ihrer deutschen Kultur fest. Sie fanden Wege diesen auszuleben und sich gegenüber äußeren Einflüssen abzugrenzen. Ihre deutsche

Zugehörigkeit nahm einen großen Stellenwert ein. So verwundert es auch nicht, dass bei der Binnenmigration Gebiete gewählt wurden, in denen auch andere Deutsche wohnten. Die Gemeinschaft unter den Deutschen gab ihnen Halt. Obwohl zeitweise christliche Hausgemeinden und Kirchen vom kommunistischen Regime verboten waren und später kontrolliert wurden, hielten die Deutschen daran fest und trafen sich heimlich. In diesen Zusammenkünften wurde nämlich neben dem Glauben auch die deutsche Kultur und Sprache gepflegt (vgl. Ilyin 2006: S.282). Des Weiteren dienten die christlichen Festtage dazu, die alten Traditionen zu pflegen und sich von der umliegenden, andersgläubigen Bevölkerung abzugrenzen (vgl. Roesler 2003: S.96). Der christliche Glaube war damit eine wichtige Grundlage für die Bewahrung der gemeinsamen Kultur und bestärkte sie in ihrer Identität als Deutsche (vgl. Nossol 2009: S.103). Bei all dem was sie erlebt hatten und unter den alltäglichen Diskriminierungen, standen sie dennoch zu ihrer Identität. Bei der Ausstellung ihres Passes war die Eintragung der Nationalität „deutsch“ freiwillig. Obwohl sie wegen der Anmerkung Benachteiligungen bei Behördengängen, am Arbeitsplatz oder im Alltag befürchten mussten, entschieden sich die Meisten dennoch für diese Eintragung (vgl. Dietz, 1997: S.58). Dieser Eintrag war ein Bekenntnis zur ihrer ethnischen Zugehörigkeit, als auch eine Hoffnung, als Deutscher irgendwann wieder zurück nach Deutschland ausreisen zu können. Im weiteren Verlauf sahen sich die Deutschen der zunehmenden Russifizierung ausgesetzt. Sie standen unter dem Druck sich ihrer Umgebung vollkommen anpassen zu müssen. In ihrer beschränkten Situation sahen sie keine Zukunft mehr in der Sowjetunion.

Als sich endlich die Möglichkeit bot nach Deutschland zurückzukehren, zögerten die Familien deshalb nicht, ihre Ausreiseanträge zu stellen. Jedoch brachte die Ausreise nach Deutschland einige Schwierigkeiten mit sich. So vertraut wie sie sich die Heimat vorgestellt hatten, war sie dann nicht. Sie hatten den Wunsch unter Deutschen zu leben, genauso wie sie selbst welche waren. Die erste Ausgrenzung in Deutschland erfuhren sie dann von der eigenen Bevölkerung, die sie nicht als „richtige“ Deutsche verstanden. Diese Verwirrung wird auch an der Vielfalt der Bezeichnungen erkennbar. Bisher hatten sie sich nur als Deutsche bezeichnet. In Deutschland wurden sie dann mit unterschiedlichen Bezeichnungen konfrontiert, wie „Umsiedler“, „Aussiedler“, „Sowjetdeutsche“, „Vertriebene“ oder sogar „Wirtschafts-flüchtlinge“, um nur einige zu nennen (vgl. Roesler 2003: S.81f.). Die Russlanddeutschen wurden als Andere Deutsche wahrgenommen, wie Mecheril sie bezeichnen würde. In dieser Situation sahen sich die Russlanddeutschen in eine Rechtfertigung ihres Deutschseins gedrängt. So war eine

Überbetonung der deutschen Zugehörigkeit eine gängige Praxis im Alltag (vgl. Reitemeier 2006: S.232).

Mit der Zeit wurden ihnen aber auch selbst die Unterschiede in ihren Traditionen, Gewohnheiten und Werten im Gegensatz zu den Einheimischen bewusst. Da sie nicht die Anerkennung als „richtige Deutsche“ bekamen und sich auch selbst ihrer Andersartigkeit bewusst wurden, grenzten sie sich mit der Zeit ab. Damit begann die Beschäftigung mit der eigenen ethnischen Identität. Wer waren sie und warum waren sie anders?

Ihre Erwartungen bei ihrer Rückkehr schnell in die Gemeinschaft integriert zu werden und ein Leben in Wohlstand zu führen, waren unrealistisch. Gründe dafür waren zum einen, die geringe Verfügbarkeit von Informationen, durch die Deutschland idealisiert wurde (vgl. Roesler 2003: S.114) und zum anderen die völlig unterschiedlichen sozialen, kulturellen und politischen Erfahrungen. Statt einer Willkommenskultur, sahen sie sich zunehmender Abneigung und Missgunst der Bevölkerung konfrontiert. Zusätzlich hatten sie mit weiteren Herausforderungen zu kämpfen wie zum Beispiel Sprachbarrieren oder, dass ihre Berufsabschlüsse nicht anerkannt wurden. (vgl. Bangel 2016) Da verwundert es nicht, dass sich manche nach ihrer Heimat in der ehemaligen Sowjetunion und all dem was sie aufgeben mussten, sehnten. Innerlich entwickelte sich ein ambivalentes Heimatempfinden (vgl. Roesler 2003: S.113). Eigentlich war Deutschland ihre alte und sehnsüchtig erwartete Heimat, doch in ihr fühlten sie sich zum Teil fremd. Auch in Deutschland angekommen, sahen sie sich verpflichtet ihre Kultur bewahren zu müssen. Ihre alten Muster waren wieder da. Sie suchten vorwiegend den Kontakt zu eigenen Leuten, von denen sie sich verstanden und wertgeschätzt fühlten. Ihre bisherigen Lebensweisen versuchten sie nun auf ihr Leben in Deutschland zu übertragen. Fast widersprüchlich galt es jetzt die russische Sprache und die kulturellen Prägungen zu bewahren. Dazu gehört auch das Konsumieren von russischen Medien und Filmen.

Damit wurde deutlich, dass die Migrationsbiographie der Russlanddeutschen vielfach von Positionierung und Distanzierung geprägt ist. Nach Karsten Roesler bietet das die Grundlage für die eigene Zugehörigkeit. Denn erst durch den wechselseitigen Kontakt zwischen Identifikation als auch Differenzierung zu der einheimischen Bevölkerung, bildet sich die ethnische Identität (vgl. Roesler 2003: S.84).

## II. Empirie

### 4 Forschungsfragen

Die theoretische Betrachtung meines Themas verdeutlicht den Zwiespalt in dem sich Russlanddeutsche befinden. Wahrscheinlich können Migranten anderen Ursprungs diesen nachvollziehen, da sie ähnliche Erfahrungen machen. Sie verließen ihre gewohnte Umgebung, um sich in einem anderen Land ein neues Leben aufzubauen. Die Besonderheit liegt aber hier, dass die AussiedlerInnen in ihre alte Heimat zurückkehrten, die sie allerdings nur von Erzählungen kannten. Die vermeintliche Vertrautheit täuschte aber darüber hinweg, dass es auch für sie eine fremde Umgebung war und sie sich erst einmal einfinden mussten. Sie verließen alles was sie sich bis dahin aufgebaut hatten und kamen mit vielen Erwartungen, Wünschen und Träumen. Vor allem war ihnen wichtig, endlich als Deutsche anerkannt zu werden und unter Gleichgesinnten zu Leben. All das, was sie mit ihrer deutschen Identität verbanden, traf nun auf das Deutschsein in der Bundesrepublik. Sie mussten schließlich feststellen, dass nicht alles so war wie sie es sich erhofft hatten.

Mich interessiert in diesem Zusammenhang, welche Bedeutung das Deutschsein für die Befragten während ihres Migrationsprozesses hatte und ob es sich in den unterschiedlichen Phasen verändert hat. Daher lautet meine Forschungsfrage:

**Welche Bedeutung messen Aussiedlerinnen aus der ehemaligen Sowjetunion dem „Deutschsein“ im Verlaufe ihrer Migrationsbiographie bei?**

Es geht mir darum herauszufinden, welche Bedeutung das Deutschsein für die einzelnen, interviewten Frauen hat und wie sie sich unterscheiden. Eventuell werden Erlebnisse oder Strukturen sichtbar, die Einfluss auf die Identität genommen haben. Anschließend lassen sich daraus Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit ziehen. Da viele Migrantengruppen in einem ähnlichen Zwiespalt stecken, lassen sich sicherlich auch einige Parallelen ziehen.

## 5 Forschungsdesign

### 5.1 Erhebungsmethode

Um auf meine Forschungsfragen näher eingehen zu können, habe ich mich des biographisch-narrativen Interviews bedient. Diese Erhebungsmethode fällt unter die Kategorie der offenen Interviews und gehört der qualitativen Sozialforschung an.

Ein wesentliches Merkmal der qualitativen Sozialforschung ist die induktive Vorgehensweise (vgl. hier und im Folgenden Fuchs-Heinritz 2009: S.107). Sie versucht Erkenntnisse zu gewinnen, die vom Einzelfall auf das Allgemeine schließen. Werner Fuchs schreibt in seinem Buch „Biographische Forschung“, dass bei der Analyse von subjektiven Daten und Fakten diese nie ausschließlich nur auf das Subjekt begrenzt sind, sondern dass sie auch immer Aufschluss auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten des sozialen Prozesses geben. Damit lässt ein konkreter Fall auf gleichartige Fälle schließen.

Ein weiteres, elementares Merkmal ist die Offenheit. Je offener das Gespräch ist, desto mehr kann die befragte Person die eigene Sichtweise kommunizieren. Dabei ist die Interaktion zwischen InterviewerIn und interviewter Person ebenso Bestandteil. Sie wird

*„als eine Form der gemeinsamen Produktion sozialer Wirklichkeit“  
(Rosenthal 2011: S.141)*

verstanden. Das biographisch-narrative Interview hat das Ziel, die interviewte Person zum Erzählen der persönlichen Lebensgeschichte zu motivieren. Indem die InterviewerIn nur zu Beginn mit einer Eingangsfrage startet und sich während des Erzählteils zurückhält, wird eine Atmosphäre geschaffen, in der die Interviewte zurückliegende Ereignisse wieder neu aufleben lässt und sich der Erzählprozess frei entfalten kann (vgl. Bauer 2009: S.210). Dabei ist es wichtig, dass die Erzählung spontan geschieht. Die Person soll dazu angeregt werden ohne vorherige Vorbereitung im Stehgreif zu erzählen (vgl. Glinka 2016: S.11). Die Erzählung kann in diesem Fall gestaltet werden wie sie möchte. Da die gesamte Lebensgeschichte erzählt wird und nicht nur bestimmte Ereignisse, können später einzelne Lebensabschnitte im Gesamtzusammenhang betrachtet werden (vgl. Rosenthal 2011: S.152).

Diese Erhebungsmethode wurde gewählt, weil sie am besten zu der Thematik passt. Durch die biographische Form, kann besser auf die verschiedenen Migrationsphasen eingegangen werden. Außerdem werden durch den zunehmenden Erzählfluss Ereignisse



wieder lebhaft, die durch häufige Unterbrechungen wahrscheinlich nicht erzählt werden würden. Dadurch tritt die Persönlichkeit der interviewten Personen deutlich hervor und gibt ein besseres Verständnis auf die Lebensgeschichte.

In dieser Arbeit habe ich mich für einen thematischen Schwerpunkt entschieden, um die Informationen ein wenig einzugrenzen (vgl. Küsters 2009: S.44). Die Interviewpartnerinnen wurden zwar aufgefordert ihre gesamte Lebensgeschichte zu erzählen, allerdings sollten sie in ihren Lebensphasen Bezug auf die persönliche Bedeutung des Deutschseins nehmen.

## **5.2 Stichprobe**

Die Stichprobenauswahl geschieht immer aus einer Grundgesamtheit heraus. Anders als in der quantitativen Sozialforschung, werden in der qualitativen Forschung einzelne, ausgewählte Fälle analysiert. Die Ergebnisse bieten daher auch keine Repräsentativität auf die Grundgesamtheit. Die Auswahl der Stichproben orientiert sich vor allem an theoretischen Kategorien (vgl. Rosenthal 2011: S.83). Um eine Vergleichbarkeit zu erhalten, wurden drei Stichproben gewählt. In der Stichprobenauswahl wurden zuvor Kategorien festgelegt, an denen die befragten Personen ausgesucht wurden.

Die Kategorien waren diese:

Zuerst habe ich mich auf weibliche Interviewpartnerinnen beschränkt. Außerdem sollten sie mindestens mit einem Kind eingereist sein. Dieser Punkt ist besonders interessant, da sie sich zusätzlichen Herausforderungen stellen mussten. Des Weiteren können sie einen Einblick darüber geben, wie das Einleben für ihre Kinder war. Das Alter der Kinder variiert, um größere Erkenntnisse zu erhalten. Da AussiedlerInnen und insbesondere Russlanddeutsche über einen längeren Zeitraum in die Bunderepublik eingereist sind und auf unterschiedliche Gegebenheiten getroffen sind, war außerdem der Einreisezeitraum wichtig. Es wurde der Zeitraum zwischen 1987 und 1992 gewählt, weil da die meisten Familien aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland gekommen sind. Die unerwartet große Menge an Personen stellte damals eine besondere Herausforderung für die Bunderepublik und auch für die Einreisenden selbst dar.

Um eine größere Vielfalt zu erreichen, habe ich mich auf diese Kategorien beschränkt. Des Weiteren sollten es auch keine näheren Bekannte oder Verwandte sein, weil der

nähere Kontakt Erzählhemmungen bewirken könnte (vgl. Küsters 2009: S.49). Außerdem sollten die Frauen nicht aus demselben Kontext sein.

Letztendlich habe ich drei Frauen finden können. Um die Identifizierung der Befragten zu verhindern, habe ich persönliche Daten durch Pseudonyme ausgewechselt, beziehungsweise Daten anonymisiert, die auf die Person schließen könnten (vgl. Küsters 2009: S.76). Nun werden die Frauen vorgestellt.

Die erste Frau heißt Olga. Sie ist in Sibirien geboren und aufgewachsen. Später zog ihre Familie nach Kasachstan. Sie hat früh geheiratet und kam Ende der 80er Jahre mit ihrem Mann und vier Kleinkindern nach Deutschland. In der ehemaligen Sowjetunion, als auch in Deutschland, war sie Hausfrau. Mittlerweile ist sie Mitte 50 und hat sieben Kinder. Bis auf ein Kind sind schon alle volljährig und wohnen nicht mehr zu Hause.

Die zweite Frau ist Maria. Sie wurde in Sibirien geboren und lebte bis zu ihrer Einschulung dort. Danach zog ihre Familie nach Usbekistan. Gearbeitet hat sie in der Industrie. Mit Anfang zwanzig heiratete sie und bekam eine Tochter. Einige Zeit später trennte sie sich von ihrem Mann. Gegen Ende der 80er Jahre kam sie mit ihrer Tochter nach Deutschland. Sie war damals im Schulalter. Ungefähr zehn Jahre später, bekam sie von ihrem damaligen Freund ein weiteres Kind. Weil sie aus gesundheitlichen Gründen ihrer alten Beschäftigung nicht nachgehen konnte, ließ sie sich im kaufmännischen Bereich umschulen. Später heiratete sie dann noch einmal. Heute ist sie Anfang 60.

Die dritte Frau ist Helene. Sie wurde in Kirgisien geboren und lebte dort bis zu ihrer Ausreise. Sie arbeitete in einer großen Fabrik. Mit Anfang 20 heiratete sie ihren Mann. Als sie Ende der 80er Jahre mit ihrem Mann und einem Kleinkind einreiste, war sie hochschwanger. In Deutschland bildete sie sich im Bereich Gesundheitswesen weiter und machte sich selbstständig. Kurz nach der Geburt ihres dritten Kindes, bekam sie die Diagnose einer schweren Krankheit, welche aber nach einer intensiven Behandlung geheilt war. Vor ein paar Jahren brach die Krankheit wieder aus und ist mittlerweile weit fortgeschritten. Sie ist Anfang 50 und hat drei Kinder, die volljährig sind und nicht mehr zu Hause wohnen.

Helene kannte ich fast gar nicht und die anderen Beiden flüchtig. Das war gut, um unvoreingenommen an die Interviews zu gehen.

Name	Alter	Herkunftsland	Alter bei Einreise	Anzahl der Kinder bei Einreise	Beruf	Termin/ Dauer
Olga	Mitte 50	Sibirien/ Kasachstan	Mitte 20	4	Hausfrau	35 min.
Maria	Anfang 60	Sibirien/ Usbekistan	Anfang 30	1	Früher Industrie, heute Kaufmännischer Bereich	75 min.
Helene	Anfang 50	Kirgisien	Anfang 20	1 & Hochschwanger	Früher Fabrik, Gesundheitsbereich, heute im sozialen Bereich	95 min.

### 5.3 Durchführung

Die Vorarbeit bestand darin, erst einmal Kontakt zu den Frauen aufzubauen. Die Anfrage lief über Telefonate beziehungsweise über persönliche Ansprachen. In diesen Gesprächen klärte ich bereits über mein Vorhaben, das Thema und den Ablauf auf (vgl. Rosenthal 2011: S.88). Alle Frauen sagten mir ihre Mitarbeit direkt im ersten Gespräch zu. Trotzdem ließ ich ihnen noch ein paar Tage Zeit, um sich in Ruhe Gedanken zu machen und mir dann eine verbindliche Antwort zu geben. Wie Yvonne Küsters schreibt, ist das Vorgespräch notwendig, um eine Vertrauensbeziehung aufzubauen und wichtige Informationen zu klären, um ein gelingendes Interview zu gewährleisten (vgl. Glinka 2016: S.136).

Da ich Olga und Maria bereits flüchtig kannte, habe ich es bei dem Interviewtermin belassen. Helene kannte ich allerdings nicht. Um sie vorher ein wenig kennen zu lernen, besuchte ich sie einmal vor dem Interviewtermin zu Hause. Das war sinnvoll und gab mir bereits erste Eindrücke über ihr Leben. Meine Eindrücke verarbeitete ich in einer Tonbandaufnahme. Auch nach allen anderen Begegnungen fertigte ich Beobachtungsprotokolle an, um sie später in meiner Analyse einfließen zu lassen (vgl. Rosenthal 2011: S.90).

Vor den Interviewterminen sandte ich jeder Frau die Datenschutzerklärung und einen Ablaufplan zu. Obwohl empfohlen wird die Einleitungsfrage nicht im Vorhinein

mitzuteilen, um eine möglichst spontane Erzählung zu erhalten, habe ich mich dennoch dazu entschieden (vgl. Küsters 2009: S.54). Mir war wichtig, dass sich die Frauen Gedanken über das Thema machen konnten und im Interview wissen worum es geht. Ich wollte vermeiden, dass es zu Missverständnissen kommt und die Frauen dadurch in der Erzählung gehemmt werden.

Bei Interviews ist ebenso der Befragungsort von Bedeutung. So schreibt W. Fuchs-Heinritz, dass die Umgebung Einfluss auf die Erzählung nimmt und sich auf die Erinnerungen abfärbt. Es sollte ein ruhiger, vertrauter Ort sein, der die befragte Person nicht ablenkt. Aus diesem Grund wird empfohlen, dass die InterviewerIn zu der befragten Person nach Hause kommt (vgl. Fuchs-Heinritz 2009: S.250f.). Die Interviews fanden daher bei Olga und Helene zu Hause statt. Weil Maria Besuch zu Hause hatte, kam sie zum Interview zu mir.

Zu Beginn der Interviews wurde zunächst über Themen gesprochen, welche die Befragten aktuell beschäftigten. So konnten die Frauen gedanklich dort abgeholt werden, wo sie in dem Moment standen. Bei Helene als auch Maria waren es persönliche Anliegen, über die dann ein längeres Gespräch von einer halben bis einer Stunde folgte. Bei Olga war es eher ein kurzer Small-Talk. Danach ging es dann in das Interview über.

Der erste Teil des biographisch-narrativen Interviews wurde mit einer Eingangsfrage gestartet, welche die befragte Person zum längeren Erzählen animieren sollte. Hier hat die befragte Person die Möglichkeit ihren Erinnerungen und Erzählungen freien Lauf zu lassen. Währenddessen hält sich die InterviewerIn verbal, wie auch non-verbal, zurück und ist interessierte ZuhörerIn (vgl. Bauer 2009: S.211). Aufgrund des ungehinderten Erzählens setzt mit der Zeit der Erzählfluss ein. Die Erzählende tritt dabei immer mehr aus der Interaktion mit dem Gegenüber heraus und fokussiert sich auf sich selbst und ihren Erinnerungen. Dabei tauchen Gefühle, Eindrücke und leibliche Empfindungen auf, welche die Erzählung detaillierter werden lässt (vgl. Rosenthal 2011: S.156). Sobald die Erzählung von der Befragten beendet wurde, wird sie im internen Nachfrageteil zu weiteren Ausführungen zu bereits angesprochenen und relevanten Erlebnissen animiert. Dadurch werden weitere Eindrücke und Erlebnisse entlockt, die ein umfangreicheres Bild über die Person und das Geschehen ermöglichen (vgl. Glinka 2016: S.147). Zuletzt kommt der externe Nachfrageteil. Hier spricht die InterviewerIn Themen an, die noch nicht angerissen wurden, aber für den Forschungsprozess interessant sind. Um das

Interview positiv zu beenden und die Erzählende zu stärken, wird zum Abschluss auf ein erfreuliches Ereignis eingegangen (vgl. Rosenthal 2011: S.160-164).

Olga hatte sich für das Interview vorbereitet und ihre Geschichte auf einem Zettel geschrieben. Sie war etwas aufgeregt. Wahrscheinlich lies sie deswegen ihre Geschichte vor, anstatt sie frei zu erzählen. Mir ist aufgefallen, dass sie dadurch aber gehemmt war. Es kam kein Redefluss zustande. Erst in den Nachfrageteilen hatte ich das Gefühl, dass sie sich ein wenig mehr darauf einlassen konnte.

Maria als auch Helene hatten sich zwar im Vorfeld Gedanken gemacht, aber im Interview konnten sie frei erzählen. Mit der Zeit waren sie immer mehr bei sich und erzählten viele detaillierte Geschichten. Vielleicht wurden auch deswegen die Interviews so lang. Für mich war es allerdings leichter Schlüsse aus ihren Erzählungen zu ziehen.

#### **5.4 Auswertungsmethode**

Nachdem ich die Interviews gehalten hatte, habe ich sie mit Hilfe eines Transkript-Programms abgetippt. Zur Transkription habe ich die Regeln von Jörg Bergmann verwendet. Die Transkriptionszeichen sind im Anhang beigefügt. Die Transkription dient dazu, die Art und Weise des Gesprochenen zu verdeutlichen. Dazu gehört neben der Prosodie auch die Gestik. Damit wird eine genauere Interpretation des Textes möglich (vgl. Küsters 2009: S.73). Um die interviewten Personen zu schützen, wurden in der Transkription alle persönlichen Daten anonymisiert (vgl. Bohnensack et al. 2011: S.160). Für die Auswertung der geführten Interviews wird die qualitative Inhaltsanalyse verwendet. Philipp Mayring versteht die qualitative Inhaltsanalyse als ein

*„systematisches, regel- und theoriegeleitetes Verfahren zur Analyse von fixierter Kommunikation“ (Rosenthal 2011: S.21).*

Ein grober Ablauf könnte nach Kuckartz wie folgt aussehen (vgl. Kuckartz 2016: S.45): Als erstes wird der Text strukturiert und die Forschungsfrage formuliert. Danach folgt die Kategorienbildung. Das Kategoriensystem bildet den Mittelpunkt dieser Auswertungsmethode, anhand der die Interviews anschließend ausgewertet werden (vgl. hier und im Folgenden Mayring 2015: S.61). Es ist wichtig passende Kategorien zu wählen, damit eine möglichst genaue Analyse erreicht wird. Anschließend wird die

Codierung erstellt. Durch die Codier-Regeln wird sichergestellt, dass eine verlässliche Zuordnung der Textstellen zu den Kategorien geschieht.

In meinem Fall habe ich den Kategorien Farben zugeteilt. Passende Textstellen habe ich dann in der jeweiligen Farbe unterstrichen, damit ich sie bei der Analyse einfacher zuordnen kann. Als Nächstes folgte dann die Analyse der Kategorien. Zum Schluss wurden alle Ergebnisse zusammengefasst und die Forschungsfrage beantwortet.

Bei der Kategorienbildung wurde eine Mischung aus deduktiver als auch induktiver Form gewählt. Mit deduktiv ist gemeint, dass Kategorien gebildet werden, bevor der Text gesichtet wurde (vgl. Kuckartz 2016: S.64). Im vorliegenden Fall habe ich Hauptkategorien festgelegt, bevor die Interviews geführt wurden. Grund dafür ist die Eingrenzung des Themas. Um festzustellen, ob sich bei den befragten Frauen die Bedeutung des Deutscheins während des Migrationsprozesses veränderte, wurden die Migrationsphasen als Hauptkategorien festgelegt. Dementsprechend war auch die Einleitungsfrage formuliert. Hieraus ergab sich eine Strukturierung des Themas und der geführten Interviews (vgl. Mayring 2015: S.68).

Nachdem die Interviews geführt und die Texte durchgearbeitet wurden, konnten die induktiven Kategorien festgelegt werden. Damit ist gemeint, dass sich die Kategorien aus dem Text heraus ergeben. Hierfür muss der Text zuerst auf wichtige Themen heruntergebrochen und zusammengefasst werden (vgl. Mayring 2015: S.85).

Durch die Hauptkategorien ließ sich leichter unterteilen, welche Themen zu welcher Migrationsphase angesprochen wurden. Andererseits wurden dadurch auch Themen erkennbar, die sich zeitlich nicht zuordnen ließen. Da sie aber häufig thematisiert wurden und von Bedeutung für die Forschungsfrage waren, entschloss ich mich im Nachhinein dazu eine weitere Hauptkategorie hinzuzufügen. Das war die Kategorie der Ressourcen. In der Gliederung wurde die neue Hauptkategorie an den Anfang platziert, da sich die Ressourcen auf alle Migrationsphasen beziehen lassen und im Allgemeinen eine Grundlage im Leben der interviewten Frauen bilden.

### Hieraus ergab sich folgende Strukturierung der Kategorien:

#### > Ressourcen

- Familie und Soziales Netzwerk
- Glaube

#### > Phase I: Prä-Migration

- Umgang mit der Vergangenheit der Vorfahren
- Kindheit/ Erziehung
- Leben in der Sowjetunion

#### > Phase II: Migration

- Ausreise
- Erste Eindrücke
- Reaktionen der Bevölkerung

#### > Phase III: Post-Migration

- Leben in Deutschland
- Zugehörigkeit/ Integration
- Fazit zur Rückkehr

Im nächsten Abschnitt werden nun die Inhalte der einzelnen Interviews innerhalb der Kategorien analysiert.

## **6 Kategoriale Analyse**

### **6.1 Ressourcen**

#### 6.1.1 Familie und Soziales Netzwerk

Olga machte direkt zu Beginn deutlich, dass die Familie ein wichtiger Bestandteil in ihrem Leben und auch bei anderen Deutschen war. „Meine Kindheit ist geprägt von dem festen Familienverband (2) unter den Deutschen, auch innerhalb der Verwandtschaft, dass man immer so diese feste Familienverbindung hatte“ (Olga, Absatz 2). Sie erwähnte in

diesem Zusammenhang, dass ihre Großeltern eine gewisse Zeit bei ihnen zu Hause wohnten. Als ihre Großmutter sehr krank wurde, pflegte Olgas Mutter sie (vgl. Olga, Absatz 6). Dieser feste Zusammenhalt unter den Deutschen Familien wurde auch bei der Ausreise und in den Unterkünften sichtbar. Sie besuchten sich gegenseitig und halfen beim Ausfüllen der Unterlagen (vgl. Olga, Absatz 2).

Auch bei Maria lässt sich in verschiedenen Situationen dieser familiäre Zusammenhalt erkennen. Als sie in die Schule kam und wegen mangelnder Russischkenntnisse nicht zurechtkam, halfen ihr ihre Tanten. Sie unterstützten sie unter anderem dabei, die kyrillischen Buchstaben zu lernen. Mit ihrer Hilfe war sie in der vierten Klasse die Beste im Lesen und Schreiben (vgl. Maria, Absatz 4).

Ein sehr erschütterndes und einschneidendes Ereignis war der Tod von Marias Mutter ein halbes Jahr nachdem ihre Familie nach Deutschland eingereist waren. Sie sagte, es war „plötzlich, unerwartet, und **sehr sehr (2) sehr sehr schockierend für uns**, die war unser Halt (2) die war unser Mittelpunkt (2) und plötzlich war sie weg ((betroffen, gerührt))“ (Maria, Absatz 4) Obwohl sie sich sehr unwohl in Deutschland fühlte und eigentlich wieder zurückfliegen wollte, blieb sie, um sich um ihren Vater und ihre schwangere Schwester zu kümmern. Sie hat unbewusst ihre Mutter vertreten (vgl. Maria, Absatz 4). Hier wird deutlich, wie wichtig ihr die Familie war und dass sie ihre eigenen Wünsche hintenanstellte. Aber auch im Hinblick auf ihre eigenen Kinder und Enkelkinder lässt sich dieses Muster erkennen. Als ihre Tochter in den Wehen lag, ließ sie alles stehen und fuhr sofort zu ihr und blieb eine Woche, um sie zu unterstützen (vgl. Maria, Absatz 10). Wenn sie gebraucht wird, ist sie für ihre Familie immer zur Stelle. Im Gegenzug erfährt sie ebenso Hilfe. Nach der plötzlichen Trennung von ihrem Freund, wohnte sie ein paar Monate bei ihrer Tochter (vgl. Maria, Absatz 12). Als sie dann noch mit Anfang vierzig ein Kind erwartete, war es für sie schockierend. Aber heute ist sie sehr glücklich und dankbar für ihre zweite Tochter (vgl. Maria, Absatz 14). Obwohl sie von dem Vater ihrer zweiten Tochter sehr verletzt wurde, förderte sie den Kontakt zwischen den Beiden. Auch hier wird deutlich, dass sie dem Familiegefüge einen hohen Stellenwert beimisst.

In Helenes Interview kam die Bedeutung der Familie am stärksten zum Vorschein. Sie macht immerzu deutlich, dass sie ohne ihre Familie vieles nicht erreicht hätte. „Das war, für mich sehr große Hilfe ne, **ohne Familie hätten wir das auch alles nicht geschafft**, ohne Familie hätte **ich** das nicht geschafft (2) die Familie ist sehr viel ne, Zusammenhalt



in der Familie, **das ist sehr viel, es ist sehr viel wert**“ (Helene, Absatz 64). Es lässt sich erkennen, dass die gegenseitige Unterstützung einen hohen Stellenwert in ihrer Familie einnimmt. Sobald ihre Kinder Hilfe brauchen, ist sie sofort zur Stelle (vgl. Helene, Absatz 22). Im Gegenzug kann sie sich aber auch immer auf ihre Kinder verlassen (vgl. Helene, Absatz 108, 137). Diese gegenseitige Hilfsbereitschaft wurde bereits in ihrer Kindheit geprägt. Deshalb haben sie in der Verwandtschaft einen großen Zusammenhalt und helfen sich untereinander. Helene sagt „ich habe drei Brüder ne, ich weiß **ge:nau** wenn mir **schlecht** geht 'ich rufe an die stehen da“ (Helene, Absatz 14) weiter sagt sie „ich konnte mich immer verlassen, und wir hätten das Haus nicht gebaut ohne Bekannte Verwandte“ (Helene, Absatz 14). Im Rückzug unterstützen sie dort, wo ihre Hilfe benötigt wird (vgl. Helene, Absatz 16, 18). Dieser Zusammenhalt, mit der sie in ihrer Kindheit geprägt wurde, den hat sie auch an ihre Kinder weitergegeben. Sie weiß, dass „wenn jemand Hilfe brauch, kommen sie, wir sind auch so erzogen worden **zu helfen**, und ich hab meine Kinder auch erzogen **zu helfen** (2) egal wie zerstritten sie sind egal was, wenn jemand **Hilfe** braucht stehen wir immer da“ (Helene, Absatz 14).

Ein weiteres Merkmal aus ihrer eigenen Kindheit ist, dass sich die Eltern nie vor ihr und den Geschwistern gestritten haben. Genauso hat sie es auch übernommen und daher Streitigkeiten hinter verschlossenen Türen geklärt (vgl. Helene, Absatz 135). Außerdem ist sie damit aufgewachsen Aufgaben im Haushalt zu übernehmen. So hat sie auch ihre Kinder erzogen und ist stolz darauf, dass sie viel können (vgl. Helene, Absatz 14).

Sie hat vieles übernommen von dem was sie in Kirgisien gelernt hat und möchte dies an ihre nächsten Generationen weitergeben. Deshalb erstellt sie ein Buch mit Weisheiten, Rezepten und Naturheilmittel (vgl. Helene, Absatz 92). Zum Schluss des Interviews bekräftigte sie nochmal unter Tränen, dass ihre Kinder das Schönste sind, was ihr im Leben passiert ist (vgl. Helene, Absatz 102, 108, 139). Anhand von ihren Erzählungen wurde es auch mehr als deutlich.

### 6.1.2 Glaube

In Olgas Familie hat der christliche Glaube schon immer eine große Rolle gespielt. Sie verband den Glauben aber auch gleichzeitig mit ihrer deutschen Zugehörigkeit. „Religion hatte ein **se:hr gro:ße Bedeutung** gehabt (2) i:m (2) unseren Deutschsein, weil seit Kindheit kenne ich, meine Großeltern, Eltern, Verwandte, die: fest im Christentum

verwurzelt waren“ (Olga, Absatz 46). Vor allem während der Deportierung gab es ihnen Kraft. So erzählt sie „das hat auch so einen Halt gegeben, dass diesen **schwe:ren** Zeiten (...) da hat man sich **so: ein Halt** und eine Hilfsbereitschaft untereinander gegeben durch den Glauben (2) dass alles durchzustehen“ (Olga, Absatz 46). Diese Erfahrung hat „auch uns Kinder sehr geprägt, dass äh, trotz allen schwie:rigen Zeiten hat man (...) dann untereinander sich ausgeholfen hat (2) ähm, mit äh, Lebensmitteln, mit Kleidungsstücken“ (Olga, Absatz 46). Die Hilfsbereitschaft war für Olga damit eine Folge des christlichen Glaubens. Auch ihre Großmutter zeigte ihre Hilfsbereitschaft gegenüber ärmeren Familien „auch wenn sie selbst Witwe war (...) sie hat selbst Familien aufgenommen“ (Olga, Absatz 46). Für Olga ist nach wie vor das Christsein ein wesentlicher Bestandteil ihres Lebens.

Auch Maria ist „in einer Familie aufgewachsen wo die Großeltern (...) de:n Glauben sehr ernst genommen haben“ (Maria, Absatz 4). Sie wurde römisch-katholisch erzogen und hat den Glauben immer in sich getragen (vgl. Maria, Absatz 6), obwohl es in Russland keinen Religionsunterricht gab und sie nicht genug Informationen bekommen konnte. In Deutschland konnte sie sich schließlich mit dem Glauben beschäftigen und kaufte zwei Bibeln (vgl. Maria, Absatz 4, 14). Außerdem nahm sie an einem Bibelstudium in einer Freikirche teil, welches zwei Jahre lang ging. Sie sagte „das hat mir sehr geholfen und hat mich überzeugt (2) dass das eine wichtige Sache ist, Glauben, und dass ist hat mich auch verändert und geprägt“ (Maria, Absatz 14). Für sie war das „**richtig eine Bereicherung, eine weise (2) Bereicherung**“ (Maria, Absatz 14) welche sie nicht bereut und dankbar ist, dass sie das in Deutschland nachholen konnte. Bis jetzt hält sie daran fest und ist gläubig.

Helene erzählte mir bei unserem ersten Treffen, dass sie römisch-katholisch gläubig ist und manchmal die Gottesdienste einer katholischen Kirche besucht. Im Interview kam ihr Glaube eher beiläufig zum Vorschein. Sie erwähnte Gott immer in Bezug zu ihren Kindern. So sagte sie „ich bin so dankbar, dass Gott mir Kinder gegeben hat“ (Helene, Absatz 102). Sie hatten sich damals keine Gedanken gemacht, ob sie sich Kinder „leisten“ konnten, stattdessen vertrauten sie auf die Versorgung durch Gott, weil „der Gott gibt Kind und gibt für das Kind“ (Helene, Absatz 113). Ihre Kinder und vor allem ihre kleine Enkelin sind ihre das Wichtigste und sie sagt immer „ich danke **Gott** dass ich das erleben

konnte“ (Helene, Absatz 139).

## **6.2 Phase I: Prä-Migration**

### 6.2.1 Umgang mit der Vergangenheit der Vorfahren

Das sibirische Dorf in dem Olga und ihre Vorfahren lebten, entstand durch Deutsche, die zwangsumgesiedelt wurden (vgl. Olga, Absatz 2). Sie erzählt, dass 1937 alle Männer des Dorfes verhaftet und inhaftiert wurden. Von den 40 Männern kamen nur drei zurück. Darunter auch ihr Großvater väterlicherseits. Er war 16 Jahre im Arbeitslager im hohen Norden. Ihr anderer Großvater wurde 1941 erschossen (vgl. Olga, Absatz 2). Olgas Großvater hat während seiner Gefangenschaft viel Schweres erlebt. Aber er hat nie darüber geredet. Heute bereut Olga, dass sie nicht mehr gefragt hat (vgl. Olga, Absatz 6). Ihr Großvater hatte Briefkontakt zu Verwandten aus Deutschland und er „träumte davon einmal wieder nach Deutschland zu kommen“ (Olga, Absatz 2). Er hatte eine Vision, dass sie bald zurückkehren können. Deshalb war ihm die Pflege und Bewahrung des Deutschseins in der Familie so wichtig. Als sich die Möglichkeit bot, beantragte er die Ausreise. Obwohl er den Nachweis auf Verwandtschaft erbringen konnte, wurden seine Anträge mehrmals abgelehnt. Aus diesem bitteren Schicksal heraus, konnte er die Ausreise nicht mehr miterleben (vgl. Olga, Absatz 2, 6). Umso größer ist die Dankbarkeit der Nachkommen endlich in Deutschland leben zu dürfen.

Maria erzählte sehr detailliert von ihren Vorfahren. Ihre Vorfahren stammten aus dem Gebiet Pfalz-Landau und zogen damals in die Ukraine. Dort haben sie mit anderen Familien Dörfer aufgebaut und sie nach deutschen Städten benannt, wie Landau und Schönefeld (vgl. Maria, Absatz 2). Ihnen ging es gut. Sie bauten viele deutschsprachige Geschäfte und Schulen auf. Marias Urgroßvater war ein Schuldirektor und ihr Großvater ein Lehrer.

Anfang des zweiten Weltkrieges wurden dann viele Familien in andere Gebiete deportiert (vgl. Maria, Absatz 2). Die Großeltern blieben davon erst mal verschont. Als die deutsche Wehrmacht später in ihr Dorf einmarschierte und den Großvater zwangen als Dolmetscher für den Sicherheitsdienst zu arbeiten, wurde ihnen allmählich bewusst welches schweres Schicksal sie getroffen hatte. Weil er Angst um das Leben seiner Familie hatte, ging er darauf ein. Er war dabei, als Juden befragt und gefoltert wurden (vgl. Maria,

Absatz 2). Für ihn war es sehr belastend und er konnte sich aus dieser Lage nicht befreien. Zudem war es eine große Enttäuschung über das Volk, welchem er eigentlich angehörte. Maria erzählt „was meine Großeltern und Urgroßeltern alles **gesehen** haben, was sie mit den Anderen gemacht haben, das war **erschreckend** (...) die Kinder und die Frauen in eine Kirche, in eine aus Holz gebaute Kirche, alle zusammen gejagt und angezündet, das war (2) **Stöhne bis zum Himmel** (2) **alle im lebendigen Leibe verbrannt**“ (Maria, Absatz 20).

Ein weiteres Erlebnis war ebenfalls erschütternd. Als damals in einem Waldstück Partisanen in einem Haus vermutet wurden, musste ihr Großvater vorgehen und die Tür öffnen. Einer der Partisanen reagierte schnell und schoss ihm in die linke Schulter. Später starb er an den Verletzungen. Kurz danach wurden Marias Großmutter und die Kinder nach Deutschland deportiert (vgl. Maria, Absatz 2). In Deutschland lebten sie arm und vieles lief noch chaotisch. Die Erlebnisse mit den Deutschen war für die Familie von Maria sehr negativ. Wahrscheinlich deswegen sehnte sich die Großmutter danach, wieder in die Ukraine zu ihrem Haus und den Tieren zurückkehren zu können. Die Großmutter fühlte sich mehr mit der Ukraine verbunden und sah dort ihre Heimat (vgl. Maria, Absatz 2). Bei dem Einmarsch der Russen in Berlin wurde ihnen dann die Hoffnung gemacht sie wieder in die Ukraine zu bringen. Dieses Versprechen stellte sich später als Trugbild heraus. Sie wurden in Viehwagons nach Sibirien gebracht und mussten wegen ihrer Nationalität eine schwere Zeit erleben (vgl. Maria, Absatz 2).

Helenes Großeltern väterlicherseits sind Wolgadeutsche. Die Großmutter hatte sogar eine deutsche Geburtsurkunde (vgl. Helene, Absatz 8). Sie lebten in einer deutschen Stadt mit deutschen Schulen und Geschäften. Es ging ihnen gut. Ihr Großvater war Tischler und baute alle Möbel selbst. Diese Möbel stehen noch bis heute in dem Haus (vgl. Helene Absatz 34).

1920 veränderte sich langsam alles. Unter anderem wurden sie gezwungen die russische Sprache zu lernen (vgl. Helene, Absatz 8). 1939 wurde der älteste Sohn und der Mann der Großmutter entführt. Beide sind nicht wiedergekommen (vgl. Helene, Absatz 32). Kurz danach musste sie mit ihren restlichen sieben Kindern das Haus verlassen. Sie durften nur so viel mitnehmen, wie die Kinder tragen konnten (vgl. Helene, Absatz 32). Für die Großmutter war es eine sehr schwere Zeit, denn ihr jüngstes Kind war gerade einmal fünf Tage alt. Die Familie wurde über die Wolga nach Sibirien gebracht. In dieser

unsicheren Lage empfahl ihr die Nachbarin „schmeiß das Kind weg (2) wir wissen nicht wohin wir fahren, was wir essen wie wir die Kinder hochbringen“ (Helene, Absatz 34). Für die Großmutter kam das aber nicht in Frage, sie wollte lieber selbst hungern, als das eins ihrer Kinder verhungert. Helene ist sehr froh, dass die Großmutter so gehandelt hat, denn das Baby war ihr Vater.

In Sibirien mussten sie in den Wäldern arbeiten und Bäume fällen. Anfangs lebten sie sogar in selbst gegrabenen Löchern (vgl. Helene, Absatz 32). Ihnen ging es schlecht und sie litten an Hunger. Sie konnten nur überleben, weil die Kinder in den Dörfern gebettelt haben (vgl. Helene, Absatz 36). Einige Zeit später kam Helenes Vater nach Kirgisien, wo auch schon ihre Mutter wohnte (vgl. Helene, Absatz 2). Dort lernten sich ihre Eltern kennen und heirateten nach zwei Wochen. Sie bauten ein Haus, kauften Tiere und bekamen zwei Kinder (vgl. Helene, Absatz 4). Nach einer gewissen Zeit wollten sie zurück an die Wolga. Dort blieben sie aber nur ein Jahr, weil sie als Deutsche einer hohen Diskriminierung ausgesetzt waren. Helene erzählt, ihre Brüder „wurden beschimpft als Faschisten, sie wurden **geschlagen**“ (Helene, Absatz 4) und ihre Eltern konnten sich im Meldeamt nicht anmelden. So gingen sie wieder zurück nach Kirgisien.

Unter den Deutschen ging es ihnen besser. Sie hatten viele deutsche Einrichtungen (vgl. Helene, Absatz 8). Irgendwann kam die Großmutter aus Sibirien und zog bei ihnen ein. Helene empfand sie als strenge Frau. In ihrer Gegenwart durften sie nur deutsch sprechen. Sie und ihre Geschwister hatten sogar Angst vor ihr gehabt. Rückblickend muss sie aber erkennen, dass nur durch die Strenge der Großmutter ihre Verwandten überlebt hatten (vgl. Helene, Absatz 4). Sie war es auch, weshalb die deutsche Sprache und das Deutschsein in der Familie erhalten blieb. Im Nachhinein hätte Helene gerne noch mehr von ihrer Vergangenheit gewusst. Sie sagt „**mich würde richtig interessieren**, von wo ich komme wer ich bin“ (Helene, Absatz 36). Ihre Großmutter wollte damals aber nicht mehr erzählen, weil es für sie sehr belastend war (vgl. Helene, Absatz 32, 36).

### 6.2.2 Kindheit und Erziehung

Olga wurde in einem deutschen Dorf in Sibirien geboren. Zu der Zeit waren die Deutschen noch sehr unter sich. Später kamen noch andere Nationalitäten hinzu (vgl. Olga, Absatz 2). Erst in ihrer Pubertät zogen sie um nach Kasachstan. Wie bereits oben erwähnt, wuchs sie in einem festen Familienverband auf und wurde stark davon geprägt.

Sie hat fünf Geschwister. An der obersten Stelle standen das Ausleben und die Bewahrung des Deutschseins, denn sie rechneten damit bald ausreisen zu dürfen (vgl. Olga, 2, 6). Zu Hause wurde nur deutsch gesprochen, deshalb lernte sie erst in der Schule russisch. Die Eltern und Großeltern forderten, dass die Kinder zu ihrer Herkunft standen und sich deshalb nicht schämten (vgl. Olga, Absatz 2). Dazu gehörte auch nur unter Deutschen zu heiraten. Deshalb heiratete Olga später auch einen Deutschen (vgl. Olga, Absatz 2). Ein weiterer Punkt in ihrer Erziehung war das Arbeitsbewusstsein. Jeder hatte seine Aufgaben und musste sie erfüllen. Erst dann durften die Kinder spielen gehen (vgl. Olga, Absatz 16, 18). Olga ist rückblickend sehr dankbar, dass sie so erzogen wurde.

Maria wurde wie Olga in Sibirien geboren und wuchs mit zwei Schwestern auf. Sie wohnten mit anderen Aussiedlerfamilien in einem Ort mit vielen Barracken (vgl. Maria, Absatz 2). Zu Hause wurde nur deutsch gesprochen. Ihre Familie hatte einen starken schwäbischen Dialekt (vgl. Maria, Absatz 2). Als sie in den Kindergarten kam, fühlte sie sich unwohl. Sie beherrschte die russische Sprache noch nicht und fühlte sich fremd. Deshalb blieb sie nur eine kurze Zeit dort. Das zog sich bis zu ihrer Einschulung (vgl. Maria, Absatz 2). Weil sie zudem noch sehr schüchtern war, fiel es ihr besonders schwer. Aus diesem Grund wurde sie von ihren Tanten unterstützt. Mit ca. neun Jahren zog sie mit ihrer Familie nach Usbekistan. Dort lebten sie in überwiegend gemischten Dörfern. Ihr gefiel es sehr gut und sie schwärmt noch heute davon. Mit der Zeit lernte sie die Sprache, wurde selbstbewusster und war gut in der Schule (vgl. Maria, Absatz 4). Maria hatte eine „**sehr schöne Kindheit (2) sehr schön**“ (Maria, Absatz 4).

Helene wurde in Kirgisien geboren und hat dort bis zu ihrer Ausreise gelebt. Sie hatte drei Geschwister und wuchs in einem deutschen Dorf auf. In ihrem Haus wohnte sie mit drei Generationen, weshalb sie nur wenig Privatsphäre hatte (vgl. Helene, Absatz 12). Aufgrund dessen erfuhr sie eine starke Prägung durch ihre Großmutter. Diese bestand darauf, dass sie immer Deutsch sprechen. Obwohl sie oft vor ihrer Großmutter Angst hatte, wird im Interview immer wieder deutlich, welchen Einfluss die Oma auf sie nahm. Denn öfter erwähnt sie Sätze oder Prägungen, die sie von ihrer Oma übernommen hat (vgl. Helene, Absatz 8, 14, 92).

Zu Hause hörte sie deutsche Lieder und in der Schule durften sie sogar Deutsch als Muttersprache lernen (vgl. Helene Absatz 4). Von klein an war sie stolz Deutsche zu sein (Helene, Absatz 4). Auch bei ihr wurde darauf geachtet, dass sie einen deutschen Mann

heiratet. Es sollte nichts die Ausreise nach Deutschland behindern (vgl. Helene, Absatz 6). Ein weiteres Merkmal ihrer Erziehung war die Aufgabenverteilung. Alle haben gearbeitet, egal ob es Kinder oder Erwachsene waren (vgl. Helene, Absatz 12). Obwohl sie nicht viele Freiheiten hatte und ihr Alltag von Arbeit geprägt war, hat sie eine „schöne Kindheit gehabt“ (Helene, Absatz 40). Sie hatte gute Freunde und die Schule hat ihr Spaß gemacht (vgl. Helene, Absatz 135).

### 6.2.3 Leben in der Sowjetunion

Olga wuchs in einem deutschen Dorf in Sibirien auf, welches heute aufgrund der Abwanderung nicht mehr existiert (vgl. Olga, Absatz 24). In den deutschen Siedlungsgebieten ging es ihnen gut, aber außerhalb hatten sie mit Diskriminierungen zu kämpfen. Weil ihr Vater Adolf hieß und es direkt mit Adolf Hitler in Verbindung gebracht wurde, nannte man ihn außerhalb des Hauses anders (vgl. Olga, Absatz 2). Zudem waren Deutsche, aufgrund ihrer Herkunft, in ihrer Berufs- und Studienwahl eingeschränkt und konnten nur bestimmte Berufe lernen (vgl. Olga, Absatz 2). Sie selbst spürte aber in der Schule keine direkte Ablehnung seitens der LehrerInnen oder SchülerInnen (vgl. Olga, Absatz 10).

Als Olgas Familie im Jahr 79 nach Kasachstan auswanderte, ging es ihnen dort besser. Sie hatten ein freieres Leben und wurden auch als Arbeitskraft geschätzt (vgl. Olga, Absatz 2). Auch in der Schule erlebte Olga keine Ablehnung (vgl. Olga, Absatz 10). Mit der Zeit entwickelte sich eine schwierige, wirtschaftliche Lage in der Sowjetunion. So wurde auch in Kasachstan die Lebensmittelversorgung knapp. Diese Umstände bekräftigten den Wunsch bald ausreisen zu dürfen (vgl. Olga, Absatz 2).

Maria lebte bis zur zweiten Klasse in Sibirien. Dort waren sie überwiegend unter Deutschen, sodass sie erst spät die russische Sprache lernte. Ihre Eindrücke zeigen auf, dass sie sich in Sibirien fremd gefühlt hat (vgl. Maria, Absatz 2). Als sie dann nach Usbekistan umzogen, war sie begeistert und fühlte sich sehr wohl. Ihr gefiel das warme Wetter, das viele Obst, die freundlichen Leute. „War se:hr schöner Eindruck, der erste (...) in diesem Land fühlte ich mich wie im Paradies, **ganz ganz wunderbar**“ (Maria, Absatz 4). Sie konnte sich frei entwickeln, wurde trotz ihrer Herkunft von der Gesellschaft akzeptiert und hatte viele Freunde aus unterschiedlichen Nationalitäten. Später fand sie auch eine gute Arbeitsstelle in einem großen Werk (vgl. Maria, Absatz 4).

Ihr ging es dort sehr gut und sie wollte nicht weg. Während des Interviews wurde immer wieder deutlich wie begeistert sie von Usbekistan ist. Sie fühlte sich dort zu Hause (vgl. Maria, Absatz 6). Ihr ging es mit dem was sie hatte sehr gut (vgl. Maria, Absatz 22). Da „waren viele schöne Sachen, und die Menschen sind gut, gutmütig, und sehr sehr hilfsbereit in Russland“ (Maria, Absatz 24).

Wie auch die anderen Beiden kommt Helene aus einem deutschen Dorf (vgl. Helene, Absatz 4). Sie hatten deutsche Schulen und Geschäfte (vgl. Helene, Absatz 8). Im Dorf haben sie deutsch gesprochen, doch außerhalb nur russisch. Aufgrund ihrer Nationalität mussten sie außerhalb des Dorfes mit Diskriminierungen rechnen, deshalb haben sie sogar verheimlicht, dass sie Deutsche sind (vgl. Helene, Absatz 4). Sie sagt „wir haben gespürt **dass wir anders sind** (2) dass wir wurden anders behandelt (...) **sobald du raus bist** wird schon schwierig (2) wird schon richtig, oh nee (2) da ist **der Deutsche** gekommen ne, deswegen sind wir auch fast alle in diesen Republiken auch geblieben“ (Helene, Absatz 44).

Ihr Alltag war geprägt von viel Arbeit, denn sie lebten von den Erträgen (vgl. Helene, Absatz 12). Wenn sie krank waren, mussten sie sich selbst helfen, weil sie kein Krankenhaus hatten (vgl. Helene, Absatz 92). Aber sie erlebte auch einen Zusammenhalt unter den Nachbarn (vgl. Helene, Absatz 22).

Wie auch bei Olga, war die Wahl des Berufes eingeschränkt. Helene kam durch Bekannte an einen Arbeitsplatz in einer Fabrik. Dort lernte sie auch ihren Mann kennen (vgl. Helene, Absatz 6). Ihr Mann hätte gerne eine Ausbildung zum Elektroniker gelernt, aber aufgrund seiner Nationalität musste er etwas anderes lernen (vgl. Helene, Absatz 40).

## 6.3 Phase II: Migration

### 6.3.1 Ausreise

Olga wurde von klein auf damit konfrontiert, dass der Großvater auf die Ausreise nach Deutschland wartete. Sie bekam mit, wie er Briefkontakt mit den Verwandten aus Deutschland hatte und jedes Jahr aufs Neue Ausreiseanträge stellte (vgl. Olga, Absatz 2). Sicherlich fieberte sie auch selbst der Ausreise entgegen. In der Familie pflegten sie die deutsche Kultur und Sprache, um vorbereitet zu sein, wenn sie wieder Zurückkehren können. Als in ihrem Bekannten- und Verwandtschaftskreis immer mehr Familien



ausreisen durften, stellte sich auch für Olga und ihre Familie die Frage der Ausreise (vgl. Olga, Absatz 2). Olgas Schwester wanderte zuerst aus und stellte anschließend auch für Olgas Familie einen Antrag. Im November 1989 war es dann endlich soweit und sie reiste mit ihrem Mann und vier Kleinkindern aus. Natürlich machte auch sie sich Gedanken, wie sie wohl in Deutschland aufgenommen werden würde: „ja: man hat sich gefragt wie: wird das sein (2) dort drüben haben wir uns gezählt zu den Deutschen (2) und man hat sich auch gerechnet zu den Deutschen, durch die Nationalität durch die Sprache halt“ (Olga, Absatz 2).

Bei Maria war es dagegen ganz anders. Sie hatte zwar die deutsche Prägung und war sich ihrer Nationalität bewusst, allerdings ging es ihr sehr gut in Usbekistan. Sie war zufrieden mit ihrem Leben und hatte viele soziale Kontakte (vgl. Maria, Absatz 4). Maria wollte nicht nach Deutschland. Sicherlich war es zum Teil auch eine Folge aus den negativen Erfahrungen, die ihre Großeltern während des zweiten Weltkrieges mit den Deutschen gemacht hatten (vgl. Maria, Absatz 2). Maria war vor allem gegenüber dem Wetter und der kapitalistischen Gesellschaft abgeneigt (vgl. Maria, Absatz 4).

1987 begann eine schwierige Zeit mit vielen Umbrüchen. Wie viele Andere, stellten auch Marias Eltern einen Ausreiseantrag. Maria berichtet „ich hab sofort gesagt, ich hab eine gute Arbeitsstelle, viele Freunde, ich fühle mich in diesem Land sehr wohl (...) ich komme nicht mit“ (Maria, Absatz 4). Weil ihre Eltern einen neuen Antrag hätten stellen müssen, willigte sie letztendlich doch ein. Sie erzählt „die Widersprüche waren in mir so stark, ich wollte nicht (...) ich hab mich da gut gefühlt, und deshalb hab ich mich **ge:wehrt**, mit Händen und Füßen, **hat nichts genutzt**, irgendwann hab ich gesagt **ja ok**, aber irgendwann komm ich wieder zurück“ (Maria, Absatz 4).

Maria ist damals nur den Eltern zuliebe nach Deutschland mitgekommen. Bei der nächsten Gelegenheit wollte sie wieder zurück. Denn sie sah ihre Heimat in Usbekistan.

Helene war stolz Deutsch zu sein, auch wenn sie dadurch einige Benachteiligungen erleiden musste. Auch in ihrer Familie wurde die Ausreise sehnlichst erwartet (vgl. Helene, Absatz 6). Sie sagt „die Leute konnten nicht mehr ne (3) sie haben gedacht, **OH wir fahren nach Hause (3) wir werden zwischen Deutschen sein (2) wir werden akzeptiert, als DEUTSCHE**“ (Helene, Absatz 58). Ihr Großonkel musste über zehn Anträge stellen, bis seine Familie ausreisen durfte. Über zehn Jahre warteten sie auf ihre

Ausreise. Helene stellte erst 1989 einen Antrag. Aufgrund der politischen Wende bekam sie direkt eine Genehmigung (vgl. Helene, Absatz 56). Die Reaktion ihrer Arbeitskollegin war „wenn Sie alle wegfahren wer wird arbeiten“ (Helene, Absatz 56). Für die kirgisische Bevölkerung war die Migrationsbewegung ein Verlust an Arbeitskräften.

Als sie endlich die Zusage erhielt, war Helenes Reaktion gemischt. Zum einen war da die Ungewissheit. Sie wussten nichts über Deutschland. Ihre Hoffnung war, dass die Menschen genauso leben wie sie (vgl. Helene, Absatz 72). Außerdem hofften sie endlich als Deutsche akzeptiert zu werden (vgl. Helene, Absatz 58). Zum anderen war da die Freude endlich zurück in das Land der Vorfahren zu kommen. Helene erzählt „für mich persönlich war es (2) **ich komme nach Hause (3) da sind alle Deutsche jetzt wirst du dich wohl fühlen**“ (Helene, Absatz 8).

### 6.3.2 Erste Eindrücke

Olgas Erinnerungen an ihre erste Zeit in Deutschland waren positiv. Sie hat sich willkommen gefühlt und erfuhr von verschiedenen Seiten Hilfe (vgl. Olga, Absatz 2). Vor allem erlebte sie den Zusammenhalt zwischen den AussiedlerInnen aus der Sowjetunion. Sie wurden besucht und erhielten Hilfe beim Ausfüllen der Unterlagen (vgl. Olga, Absatz 2). Vonseiten der Einheimischen haben sie keinerlei Anfeindungen erlebt oder wurden wegen ihrer mangelnden Sprachkenntnisse belächelt (vgl. Olga, Absatz 2). Eine besonders schöne Erinnerung war für sie der Wohlstand in Deutschland. Sie erzählt „das Schönste war wie wir hierüber kamen und sahen die **vollen Regalen in Geschäfte**“ (Olga, Absatz 48) und weiter sagt sie „wie wir dann (...) in dieses Geschäft reinkamen, wir hatten **Augen**, ich kann das gar nicht beschreiben“ (Olga, Absatz 50).

Die erste Zeit nach der Ausreise war für Maria dagegen eine schwierige Zeit. Sie sagt „die ersten Eindrücke waren katastrophal für mich, ich konnte gar nicht erwarten, dass ich wieder nach Hause komme“ (Maria, Absatz 4). In Deutschland fühlte sie sich nicht wohl. Für sie stand fest, dass sie wieder zurückgeht. Zuerst musste sie aber durchhalten, bis sich bei der Einreise der Eltern alles geregelt hatte. Doch ein halbes Jahr später verstarb die Mutter unerwartet. Für die Familie war es ein enormer Verlust. Maria erinnert sich, es war „**sehr sehr (2) sehr sehr schockierend für uns**, die war unser Halt (2) die war unser Mittelpunkt (2) und plötzlich war sie weg ((betroffen, gerührt))“ (Maria, Absatz 4). Der plötzliche Tod war für Maria ein einschneidendes Erlebnis und berührt sie auch

heute noch. Damit hatte sich für Maria die Rückkehr erst einmal erledigt. Sie wurde gebraucht und deshalb blieb sie. Ihre Familie stand auch in dieser Situation an erster Stelle. Mit der Zeit erfuhr sie, dass aus ihrer Heimat in Usbekistan fast alle Deutsche ausgewandert waren (vgl. Maria, Absatz 6). Ihre ganzen Kontakte waren weg. Daher erschien ihr eine Rückkehr sinnlos. So entschied sie sich in Deutschland zu bleiben (vgl. Maria, Absatz 6).

Helene war hochschwanger als sie Ende 1989 nach Deutschland kam. Aus diesem Grund wohnten sie auch nur eine Woche im Auffanglager (vgl. Helene, Absatz 8). Dort erlebten sie Hilfe, aber auch Missgunst. Es war ein Auf und Ab der Gefühle (vgl. Helene, Absatz 82). Danach kamen sie in eine Kaserne, wo sie zum ersten Mal mit Babywindeln in Berührung kam. Es waren so viele neue Eindrücke, die für sie fremd waren (vgl. Helene, Absatz 10). Über die Benutzung von Einkaufswagen sagt sie „wir haben sowas, nie, gehabt und nicht gesehen wir wussten nicht was wir damit machen ne“ (Helene, Absatz 12). Auch das Hunde und Katzen aus Dosen gefüttert werden, war ein ganz neues Erlebnis (vgl. Helene, Absatz 10). Später zogen sie zu viert in ein 12qm Zimmer in eine Halle. Für sie war es endlich etwas Eigenes. Denn Privatsphäre hatten sie auch nicht in Kirgisien gehabt (vgl. Helene, Absatz 12).

Über ihre Gedanken kurz vor der Ausreise erzählt sie „ehrlich zu sagen ich hatte Angst (3) ich denke alle die auswandern, die haben Angst (2) **Neuanfang**“ (Helene, Absatz 60). Sie hatte gehofft, dass die Deutschen in der Bundesrepublik genauso leben wie sie, aber dem war nicht so (vgl. Helene, Absatz 72). Die Gefühle waren einige Jahre nach der Rückkehr noch immer die Gleichen (vgl. Helene, Absatz 84). Zwischendurch hat sie sich wohlgefühlt und zwischendurch nicht (vgl. Helene, Absatz 86).

### 6.3.3 Reaktionen der Bevölkerung

Olgas Kontakt mit den Einheimischen war durchweg positiv. Ihre Familie hat weder in den Unterkünften noch in der Nachbarschaft Anfeindungen erlebt (vgl. Olga, Absatz 2). Auch während der Schulzeit, haben ihre Kinder nie etwas Negatives erzählt (vgl. Olga, Absatz 26). Ganz im Gegenteil: ihnen wurden eine große Hilfsbereitschaft und Unterstützung entgegengebracht. Im Kindergarten lernte sie Frauen kennen, die ihr Kleidung sowie Spielzeuge für die Kinder schenkten (vgl. Olga, Absatz 2,8). Sie wurde

von ihnen sogar nach Hause eingeladen. So konnte sie die deutsche Mentalität noch besser kennenlernen (vgl. Olga Absatz 8). Olga hat die Aufnahme der deutschen Bevölkerung sehr positiv erlebt und konnte schnell Kontakte knüpfen. Auch ihre Kinder bauten schnell Freundschaften auf (vgl. Olga, Absatz 26).

Maria hat sich bei ihrer Ankunft nicht wirklich willkommen gefühlt. Die Einheimischen waren den Neuankömmlingen gegenüber skeptisch (vgl. Maria, Absatz 24). Der Kontakt mit den Behörden war neutral. In der Nachbarschaft traf sie auf verschiedene Menschen. Die einen waren nett und hilfsbereit, andere wiederum nicht. Die Reaktion der Einheimischen empfand sie als gemischt (vgl. Maria, Absatz 24). Am meisten hat sie gestört, dass sie nicht als Deutsche akzeptiert wurde. In den Augen der Einheimischen war sie eine Russin.

Als Helene nach Deutschland kam, dachte sie „**ich komme nach Hause (3) das sind alle Deutsche jetzt wirst du dich wohl fühlen**“ (Helene, Absatz 8) und weiter erhoffte sie sich „**wir fahren nach Hause (3) wir werden zwischen Deutschen sein (2) wir werden akzeptiert, als DEUTSCHE**“ (Helene, Absatz 58). Obwohl sie sich selbst als Deutsche verstand, wurde ihr angesichts der Bevölkerung eine andere Zugehörigkeit vermittelt. Genauso wie bei Maria, wurde sie als Russin angesehen (vgl. Helene, Absatz 8, 58).

Der Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung war gemischt. Zum Teil wurde ihr Hilfsbereitschaft entgegengebracht, zum Teil aber auch Ablehnung (vgl. Helene, Absatz 10, 12, 82). Als sie ihr Haus bauten, kamen Kontrolleure vorbei. Diese konnten nicht verstehen, dass sie die Bauhelfer nicht bezahlten. Da prallten zwei unterschiedliche Verständnisse aufeinander. Für Helene war es normal, dass Freunde und Verwandte unentgeltlich beim Bau helfen. Denn im Gegenzug halfen sie ebenfalls, wenn Hilfe benötigt wurde (vgl. Helene, Absatz 16). Ein Nachbar, der mittlerweile ein guter Bekannter der Familie ist, beobachtete sie ebenfalls während des Baus. Zuerst dachte er, dass der Staat die Häuser für die Russlanddeutschen baut. Als er aber die Bauarbeiten beobachtete und die Familie kennenlernte, bekam er ein anderes Bild. Er war erstaunt wie viel die Familie selbst geschafft hatte (vgl. Helene, Absatz 18).

## 6.4 Phase III: Post-Migration

### 6.4.1 Leben in Deutschland

Olgas erster Eindruck hat sich nicht viel verändert. Wie auch nach der Ankunft sieht sie ihr Leben in Deutschland noch immer positiv. Nach wie vor pflegt sie den Kontakt zur einheimischen Nachbarschaft. Wenn etwas im Haushalt fehlt oder wenn Hilfe gebraucht wird, unterstützen sie sich gegenseitig (vgl. Olga, Absatz 8). Olga ist stolz darauf, dass sich ihre Familie durch Fleiß und Arbeit ein gutes Leben aufgebaut hat (vgl. Olga, Absatz 2). Sie vermisst das Leben in Russland nicht und fühlt sich in Deutschland zu Hause (vgl. Olga, Absatz 2).

Maria blieb in Deutschland, weil sie nicht viele Alternativen hatte. Genauso wie Helene stört sie, dass sie nach wie vor als Russin gesehen wird (vgl. Maria, Absatz 24). Ihr fiel es schwer sich an die deutsche Mentalität zu gewöhnen. Obwohl sie viel Hilfe von den Einheimischen erfuhr, fühlte sie eine große Fremdheit zu ihrem bisherigen Leben in Usbekistan (vgl. Maria, Absatz 6). Sie nahm die Deutschen als kalt, verschlossen und nicht so herzlich war (vgl. Maria, Absatz 6, 18). Mittlerweile hat sie sich mit ihrem Leben in Deutschland angefreundet und auch Kontakte geknüpft.

Sie sieht aber einige Dinge kritisch. Da ist als Erstes das Bildungssystem. Ihre Tochter musste aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse auf die Hauptschule gehen, obwohl sie in Russland sehr gut in der Schule war. Sie wollte nicht zur Schule gehen, weil sie unterfordert war und sich langweilte. Das hinterließ Spuren bei ihrer Tochter und war eine schwierige Zeit für Maria (vgl. Maria, Absatz 20). Als Zweites kritisiert sie, dass sich die Deutschen zu viel von der Politik gefallen lassen. Schuld sei ihre Vergangenheit (vgl. Maria Absatz 18). Als letztes erwähnt sie ihr Misstrauen gegenüber den Medien. Zum Beispiel gefällt ihr nicht wie Russland dargestellt wird. Sie glaubt nicht alles, was im Fernsehen gezeigt wird (vgl. Maria, Absatz 20).

Für Helene war das Einleben in Deutschland nicht so einfach. Ihre ersten beiden Kinder waren noch klein, aber sie musste schon arbeiten gehen. Das Geld reichte nicht, weil ihr Mann am Sprachkurs teilnahm und nicht arbeiten gehen konnte. Als er den Kurs beendete, besuchte sie den Sprachkurs (vgl. Helene, Absatz 60). Die vorherige Ausbildung ihres Mannes wurde nicht anerkannt, deshalb musste er sich neu ausbilden lassen. In dieser Zeit musste Helene wieder einer Beschäftigung nachgehen und konnte ihre Kinder nicht

ausreichend betreuen. Aus diesem Grund waren die Kinder jede zweite Woche bei den Großeltern. Das war eine besondere Belastung für sie (vgl. Helene, Absatz 60). Als die Kinder schon etwas größer waren, gingen dann beide Elternteile arbeiten. Nach wie vor sind beide berufstätig (vgl. Helene, Absatz 20). Aufgrund ihrer Erkrankung geht Helene aber nur noch einer geringfügigen Beschäftigung nach.

Helene wollte das ihre Kinder russisch lernen und brachte es ihnen bei. Für ihre Tochter ist es in ihrem Beruf sogar zum Vorteil geworden (vgl. Helene, Absatz 8). Zur Nachbarschaft hat sie ein gutes Verhältnis. Sobald sie Hilfe benötigt, wird ihr geholfen und umgekehrt (vgl. Helene, Absatz 14, 92). Sie sagt allgemein, dass sie in ihrem Leben wenig schlechte Leute kennengelernt hat. Stets sieht sie das Gute im Menschen, unabhängig von der Nationalität (vgl. Helene, Absatz 88).

Es gibt aber trotzdem einige Dinge, die sie in Deutschland stören. Sie erwähnt unter anderem das Bildungssystem, die maroden Straßen, die Respektlosigkeit gegenüber älteren Personen, die mangelnde Erziehung der Kinder und dass seitens der Regierung zu wenig für Familien getan wird (vgl. Helene, Absatz 22, 26, 111, 125).

#### 6.4.2 Zugehörigkeit und Integration

Für Olga stand schon immer fest, dass sie deutsch ist. Ihre Zugehörigkeit stellte sie deshalb auch nie in Frage (vgl. Olga, Absatz 34). Von klein auf wurde sie so geprägt und erzogen (vgl. Olga, Absatz 30). Aus diesem Grunde kam für sie auch nicht in Frage, die Eintragung ihrer Nationalität im Pass zu ändern (vgl. Olga, Absatz 2). Sie erwähnt keinerlei Zwiespalt zwischen einer deutschen und russischen Zugehörigkeit. In Deutschland fühlt sie sich wohl und würde sich ganz klar der deutschen Nationalität zuordnen.

Für sie und ihren Mann war es wichtig, dass sich die Kinder im neuen Land integrieren und einen guten Beruf erlernen. Deshalb förderten sie vermehrt die deutsche Sprache. Sie selbst konnte die deutsche Sprache schnell lernen, weil die Grundkenntnisse vorhanden waren (vgl. Olga, Absatz 2). Die Pflege der russischen Sprache war nicht mehr so bedeutsam. Daher beherrschen ihre Kinder auch kein russisch mehr (vgl. Olga, Absatz 2). Aus ihren Erzählungen wird deutlich, dass sich die Kinder gut integrieren konnten. Und auch Olga ist in der Nachbarschaft vernetzt (vgl. Olga, Absatz 8). Sie empfindet keinerlei Ausgrenzung seitens der Einheimischen (vgl. Olga, Absatz 8, 26).

Trotz der großen Widersprüche und dem Wunsch nach einer Rückkehr, konnte sich Maria langsam an das Leben und die Mentalität in Deutschland gewöhnen (vgl. Maria, Absatz 6, 8). Sie fühlt sich aber dennoch sehr zu ihrer alten Heimat in Usbekistan hingezogen. Umso erstaunlicher war die Heirat mit einem einheimischen Mann. Sie selbst hätte nicht damit gerechnet, dass ein deutscher Mann sie so glücklich machen kann. Maria schwärmte „ein **ganz netter Mensch**, ich bin sehr glücklich dass ich mit ihm zusammen bin, wir verstehen uns gut, und **entspricht allen Vorstellungen** (3) was ich von Leben erwarte, und ich bin sehr glücklich dass ich jetzt in Deutschland bin“ (Maria, Absatz 14). Ihr Mann ist wahrscheinlich einer der Gründe, warum sie sich mittlerweile mehr in Deutschland zugehörig fühlt.

Die Einheimischen findet sie nach wie vor anders. Ihrer Meinung nach sind sie eher kalt und abweisend, besonders gegenüber den Zugewanderten aus dem Osten. Aber sie hat den Kontakt zu ihnen gesucht und dadurch Freundschaften gewonnen. Sie sagt „wenn man mit denen ein bisschen näher kommt, dann kann man dicke Freunde werden“ (Maria, Absatz 18). Ihr Mann ist dabei auch eine gute Brücke.

Trotzdem wird sie von der Gesellschaft nicht als Deutsche anerkannt, sondern wird noch immer als Russin angesehen (vgl. Maria, Absatz 24). Während des Interviews wurde deutlich, dass sie sich sowohl mit dem Deutschen als auch mit dem Russischen identifiziert. Sie ist sich ihrer deutschen Nationalität bewusst, dennoch fühlt sie sich der russischen Mentalität verbunden. Es gibt sehr viel was sie an ihrer alten Heimat schätzt und vermisst. Wenn negative Äußerungen über Russland oder die Einwohner fallen, verteidigt sie das Land. Ihrer Meinung nach herrschen zu viele Vorurteile, die abgebaut werden müssen (vgl. Maria, Absatz 20). Ihr Mann sagte einmal, dass sie eine rote russische Seele hat. Dem würde sie nicht zustimmen, vielmehr sagt sie „ich bin schon eine Deutsche, weil ich kenne meine Geschichte und meinen Ursprung und ich bin deutsche Familie aufgewachsen', ich hab das Russische nur angenommen, weil das schön ist, alles“ (Maria, Absatz 24). Am meisten gefällt ihr das kulturelle Leben in Russland, wie die Musik oder die Literatur.

Helene war schon immer stolz Deutsch zu sein. Von klein an wurde sie so von ihrer Familie geprägt (vgl. Helene, Absatz 4). Trotz aller Schwierigkeiten, die sie aufgrund ihrer Nationalität in Kirgisien erfuhr, stand sie zu ihrer Zugehörigkeit. Die Euphorie

endlich nach Hause zu kommen und unter Gleichgesinnten zu leben, legte sich schnell. Sie hatte gehofft endlich als Deutsche akzeptiert zu werden. Stattdessen wurde sie als Russin angesehen (vgl. Helene, Absatz 58). Mit der Zeit stellte sie allerdings auch selbst fest, dass sie anders war und lebte als die Mehrheitsgesellschaft. Ihre Andersartigkeit wurde ihr zunehmend bewusster. Helene erzählte „die **Deutschen** die kennen uns nicht, eigentlich, ne, viele habn auch Angst vor uns, weil sie nicht wissn wie wir leben, was wir machen (2) wir lebn auch ganz anders, das kommt von der Küche fängt das an fängt schon an, wir essen anders, wir erziehen Kinder anderst (...) wir haben andere Mentalität (...) und wenn du in anderem Land lebst dann saugst du alles auf, was du erlebt hast (...) die Sitten die Gebräuche, alles (...) und wenn du in anderes Land kommst, ist es ganz anders, es ist nicht so einfach, ne, du verstehst viele Dinge nicht“ (Helene, Absatz 18). Das Leben in Russland hatte sie geprägt und das merkte sie nun in Deutschland. In manchen Dingen hatte sie ein anderes Verständnis als die Einheimischen. Helene hat sehr viel von früher übernommen (vgl. Helene, Absatz 74). Sie hat den Eindruck, dass die Gesellschaft Angst vor den AussiedlerInnen hat. Angst vor dem Fremden. Ein Grund dafür sind der fehlende Kontakt und das Wissen über ihre Lebensweise (vgl. Helene, Absatz 18). Helene wünscht sich, dass man aufeinander zugeht und sich die Chance gibt einander kennenzulernen. Sie sagt selbst „**wer** uns kennenlernt, 'der geht nicht mehr', verstehst du, der bleibt unser Freund“ (Helene, Absatz 18).

Bis heute fühlt sich Helenes Familie manchmal fehl am Platz (vgl. Helene, Absatz 84). Dennoch versucht Helene ihren Kindern zu vermitteln, dass Deutschland ihr zu Hause ist. Es ist zumindest besser, als ihr Leben in Kirgisien (vgl. Helene, Absatz 84). Ihre Kinder haben es leichter sich zu integrieren und die Enkelkinder später wahrscheinlich noch mehr (vgl. Helene, Absatz 20). Trotz alledem ist sich Helene ihrer Zugehörigkeit bewusst. Sie weiß, dass sie eine Deutsche ist. Dennoch gehört die russische Prägung zu ihrem Leben dazu (vgl. Helene, Absatz 4, 18, 58).

#### 6.4.3 Fazit zur Rückkehr

Olga ist sehr zufrieden mit ihrer Rückkehr. Sie lebt mit ihrer Familie nun 29 Jahre in Deutschland und hat hier ihr zu Hause gefunden. Das Leben in Russland und die Kultur vermisst sie nicht. Deshalb war ihr die Pflege der russischen Sprache nicht mehr so wichtig (vgl. Olga, Absatz 2). Sie hat ihr altes Leben hinter sich gelassen und sieht ihre



Zukunft ganz in Deutschland. Für sie stand schon immer fest, dass sie deutsch ist. Das hat sich mit ihrer Migration auch nicht verändert (vgl. Olga, Absatz 34). Olgas Familie hat sich mit viel Fleiß und Arbeit ein gutes Leben aufgebaut. (vgl. Olga, Absatz 2) In der Nachbarschaft haben sie zudem noch gute Kontakte (vgl. Olga, Absatz 8). Die Vision, die ihr Großvater hatte, wurde für Olga war. Sie hat in Deutschland ihr zu Hause gefunden.

Maria hat in den letzten Jahrzehnten ein großes Auf und Ab der Gefühle erlebt. Sie kam nach Deutschland nur als Gefälligkeit für ihre Eltern. Nach einem Jahr wollte sie eigentlich wieder nach Usbekistan zurück zu kehren. Sie kam, um bald wieder zu gehen. Ihre Rückkehr war also mehr als kurzer Aufenthalt geplant und unterscheidet sich immens von der Rückkehr von Olga und Helene. Doch mit dem unerwarteten Tod ihrer Mutter änderte sich alles. Sie blieb länger, um ihrer Familie eine Stütze zu sein. Als sie wieder zurück nach Usbekistan wollte, hatte sich alles verändert und alle ihre sozialen Kontakte waren umgezogen. Wegen der fehlenden Beziehungen sah sie auch keinen Grund mehr zu gehen (vgl. Maria, Absatz 6).

Mittlerweile hat sie sich an das Leben in Deutschland gewöhnt. Es gibt nach wie vor Dinge, die sie an Deutschland stören, aber im Allgemeinen ist sie zufrieden. Ein wichtiger Grund ist ihr deutscher Mann, mit dem sie sehr glücklich ist (vgl. Maria, Absatz 14). Er half ihr endlich anzukommen. Außerdem konnte sie in Deutschland ihren Glauben vertiefen, was sie verändert und geprägt hat (vgl. Maria, Absatz 14).

Mit ihrem Leben in Deutschland hat sie nun Frieden schließen können. Alles was sie erlebt hat, ist für sie eine wertvolle Erfahrung geworden. Sie möchte kein Teil davon missen (vgl. Maria, Absatz 28). Zwar fehlt ihr noch immer das warme Wetter, aber sie hat einen Weg gefunden ihre Sehnsucht zu stillen. Ihr Mann kennt ihre Wünsche und fliegt deshalb öfter mit ihr in den Urlaub (vgl. Maria, Absatz 14). Maria betont immer wieder, dass sie glücklich mit ihrem Leben in Deutschland ist. Dennoch bleibt ein kleiner Hintergedanke, vielleicht doch einmal wegzuziehen (vgl. Maria, Absatz 6).

Im Interview mit Helene wurde deutlich, dass ihre Meinung zu ihrer Rückkehr gespalten ist. Damals hat sie ihrer Rückkehr nach Deutschland entgegengefiebert. Es war ihr Wunsch endlich unter Deutschen zu leben und selbst als Deutsche akzeptiert zu werden. Sie hat sich gefreut, nicht mehr verheimlichen zu müssen welche Nationalität sie hat und

welche Sprache sie spricht. In Deutschland kam dann die Ernüchterung. Sie war nicht Deutsch genug, sie war für die Einheimischen eine Russin (vgl. Helene, Absatz 58).

Mit der Zeit fielen ihr aber auch selbst Unterschiede zu den Einheimischen auf (vgl. Helene, Absatz 18). Das Leben in Kirgisien hatte sie geprägt. Obwohl sie sich manchmal fehl am Platz fühlt, versucht sie dennoch positiv in die Zukunft zu blicken (vgl. Helene, Absatz 84.) In Kirgisien hatte sie ein viel schwierigeres Leben und sie möchte mit dem zufrieden sein, was sie hat. Außerdem ist sie sich sicher, dass ihre Kinder und Enkelkinder es leichter haben werden sich in Deutschland zu integrieren (vgl. Helene, Absatz 20). Wie auch Maria stören sie einige Dinge, aber im Allgemeinen fühlt sie sich wohl. Sie ist dankbar dafür, dass sie Arbeit haben und ein Haus bauen konnten (vgl. Helene, Absatz 20). Vor allem ist sie stolz auf ihre Familie. Ohne sie, hätte sie vieles nicht geschafft (vgl. Helene, Absatz 64).

## **7 Zusammenfassung der Ergebnisse**

Im Folgenden schreibe ich die wichtigsten Erkenntnisse aus den drei Migrationsphasen heraus. Anschließend stelle ich den Bezug zu der Theorie her. Daraus ergibt sich die Beantwortung meiner Forschungsfrage.

### Prä-Migration

Bei allen Frauen lässt sich feststellen, dass die schwere Vergangenheit ihrer Familien auch sie enorm geprägt haben. Von klein auf haben sie mitbekommen, wie es ist, aufgrund einer bestimmten Nationalität Benachteiligungen erleiden zu müssen. Auch diese Erfahrung bestärkte die Zugehörigkeit zu der Schicksalsgemeinschaft der Deutschen. Hätten sie keine Diskriminierung erlebt, hätten sie sich sicherlich weniger Gedanken über ihre Nationalität gemacht. Wegen ihrer nationalen Zugehörigkeit erlebten sie Integration und Ausgrenzung zugleich. Integration bei den eigenen Volksangehörigen und Ausgrenzung außerhalb ihrer Siedlungen. Immerzu war das Thema des Deutschseins präsent und beeinflusste den Alltag der deutschen Minderheit. Umso größer war der Wunsch, die deutsche Zugehörigkeit zu bewahren und zu pflegen. Ihr Deutschsein war die große Hoffnung irgendwann einmal zurückkehren zu dürfen und endlich ein Ende der Unterdrückung zu haben. Deshalb war es auch so wichtig, dass die Kinder und Enkelkinder das Deutschtum bewahren und weitergeben. So lebten sie in einer ständigen

Bereitschaft und konnten sich nicht richtig niederlassen. Da war die Sehnsucht endlich anzukommen und Wurzeln zu schlagen. Wie auch bei Olga und Helene, war das die gängigste Form bei den Russlanddeutschen.

Es gab aber auch Ausnahmen, wie in der Familie von Maria. Ihre Großmutter hatte während des Krieges schlechte Erfahrungen mit den Deutschen gemacht. Außerdem hatten sie eine starke Verbindung zu ihrem Leben in der ehemaligen Sowjetunion. Möglicherweise sind das Gründe, warum die Bewahrung des Deutschseins in Marias Familie nicht so sehr betont wurde. Dennoch blieb aber auch die Verbundenheit mit der deutschen Herkunft. So wuchs Maria deutschsprachig auf und war sich ihrer Nationalität bewusst. Im Gegensatz zu den anderen Frauen erlebte sie keinerlei Benachteiligungen wegen ihrer nationalen Zugehörigkeit. Aufgrund dessen war das Deutschsein auch nicht ständig präsent.

Jede der Frauen wuchs in einem anderen Land in der Sowjetunion auf. So hat sich während der Interviews rausgestellt, dass die Lebensbedingungen für die deutsche Bevölkerung in den verschiedenen Ländern der Sowjetunion unterschiedlich waren. Im Nachhinein wäre es sinnvoll gewesen, sich auf bestimmte Herkunftsländer zu beschränken, um eine größere Vergleichbarkeit zu erreichen.

### Migration

Für Maria war die Ausreise nur eine Übergangslösung. Zukünftig wollte sie wieder zurück nach Usbekistan. Dort fühlte sie sich zu Hause und war zufrieden mit ihrem Leben. Sie kam nur aus Liebe zu den Eltern mit, um deren Auswanderung nicht zu verzögern. Da sie nicht geplant hatte zu bleiben, war der plötzliche Tod der Mutter eine doppelte Belastung. Sie musste sich nun auch mit dem Leben in Deutschland auseinandersetzen.

Olga und Helene hingegen freuten sich endlich ausreisen zu dürfen. Dennoch waren ihre ersten Eindrücke verschieden. Olga fühlte sich von Beginn an wohl. Sie erlebte eine große Hilfsbereitschaft und konnte auch schnell Kontakte knüpfen. Auch ihre Kinder schlossen schnell Freundschaften. Der Wohlstand begeisterte sie. So hatte sie sich ihre Heimat erträumt und gewünscht. Sie fühlte sich als Deutsche akzeptiert.

Helenes Hoffnung endlich nach Hause zu kommen, wurde dagegen nicht erfüllt. Zum Teil erlebte sie Hilfsbereitschaft, zum Teil aber auch Ablehnung. Sie stellte fest, dass ihr

Deutschsein ein Anderes war als das der Bundesbürger. Es enttäuschte sie, dass sie in der langersehnten Heimat doch wieder eine Fremde war und um die Anerkennung ihrer deutschen Nationalität kämpfen musste.

### Post-Migration

Olga ist sehr zufrieden mit ihrem Leben in Deutschland. Sie ist angekommen und hat ihre Vergangenheit hinter sich gelassen. Aus diesem Grund ist ihr die Bewahrung der russischen Sprache nicht mehr so wichtig. Da sie keine Ablehnung erfuhr, fühlt sie sich in ihrer deutschen Zugehörigkeit akzeptiert. Deutschland ist ihr zu Hause geworden.

Hier lässt sich eine Parallele zu Marias Empfindungen in Usbekistan ziehen. In Usbekistan erlebte sie wegen ihrer Nationalität keine Diskriminierung. Sie fühlte sich anerkannt, deshalb war die Beschäftigung mit der eigenen Zugehörigkeit nicht so präsent. Daraus kann folgende Erkenntnis abgeleitet werden: Die Beschäftigung mit der nationalen Zugehörigkeit ist dann am größten, wenn man sich von der umliegenden Bevölkerung nicht anerkannt fühlt.

Die Anerkennung, die Maria vorher in Usbekistan erlebte, war in Deutschland nicht mehr da. Genauso wie Helene, hatte sie stattdessen das Gefühl, nun um ihre Anerkennung als Deutsche kämpfen zu müssen. Trotzdem blieben sie für viele „die Russen“. Mit der Zeit stellten sie selbst fest, dass sie anders sind und anders leben als die Mehrheit der Deutschen. Sie hatten Mühe sich an die deutsche Mentalität zu gewöhnen. So begann auch die Beschäftigung mit der eigenen Identität. Ihre Herkunftsländer hatten sie geprägt und sie haben vieles übernommen. In Deutschland wurde es nun sichtbar. Die Frauen haben nicht nur eine deutsche Identität - sie leben zwischen zwei Kulturen.

Maria hält nach wie vor an Usbekistan fest. Sie identifiziert sich mit Russland und verteidigt es. Mittlerweile hat sie Frieden mit dem Leben in Deutschland geschlossen und ist sehr glücklich. Helene ist froh in Deutschland zu sein, auch wenn sie sich manchmal noch immer nicht zugehörig fühlt. Trotz ihrer ambivalenten Gefühle versucht sie das Beste aus ihrer Situation zu machen und hofft, dass ihre Kinder und Enkel es einmal besser haben werden.

Während des gesamten Migrationsprozesses wurden bei allen Frauen zwei Ressourcen besonders sichtbar. Zum einen die Familie und zum anderen der Glaube. In jeder Lebenslage stand die Familie zusammen und half sich gegenseitig. Ohne diese

Gemeinschaft hätten sie vieles nicht geschafft. Außerdem gab ihnen der Glaube Halt. Sie vertrauten darauf, dass Gott sie nicht im Stich lässt und ihnen hilft.

In der Analyse wurde deutlich, dass jede der Frauen eine ganz eigene Lebensgeschichte hat und ihrem Deutschsein eine andere Bedeutung beimisst. Anhand der Ergebnisse ist eine Einordnung der Russlanddeutschen als eine natio-ethno-kulturelle Gruppierung passend.

In den verschiedenen Phasen werden immer wieder Züge der Abgrenzung und Ausgrenzung erkennbar. Durch die Zuschreibung anders zu sein, grenzen sie sich selbst von der Mehrheitsgesellschaft ab. Umgekehrt werden sie wegen ihrer Andersartigkeit als Fremde empfunden und damit von der deutschen Bevölkerung ausgegrenzt.

Ethnische Identität könnte in diesem Fall als ein ambivalentes Empfinden beschrieben werden. Teilweise identifizieren sich die Frauen mit den Deutschen, teilweise differenzieren sie sich aber auch. Es kann als ein Leben zwischen zwei Kulturen beschrieben werden. In dieser Hinsicht ist der Begriff der Russlanddeutschen passend. Wenn sich eine Person als Russlanddeutsche vorstellt, kann sie damit ihre Verbundenheit zwischen ihrer Vergangenheit in der Sowjetunion, als auch ihre Zugehörigkeit zum deutschen Volk ausdrücken. So kann eine Mehrfachzugehörigkeit vermittelt werden, ohne sich zwischen zwei Seiten entscheiden zu müssen. Die Frauen haben wertvolle Erinnerungen und Prägungen aus der Sowjetunion mitnehmen dürfen. Es ist ein Teil ihrer Identität und das müssen sie nicht verstecken.

### III. Schlussfolgerung

#### **8 Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit**

Die AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion gehören zu den größten Migrantengruppen in Deutschland. Und doch scheinen Viele in der Bevölkerung nicht so recht zu wissen, wer sie sind und welche Geschichte sie haben. In einer Studie des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge über (Spät-)AussiedlerInnen aus dem Jahr 2013 wird der Integrationserfolg dieser Gruppe betont. Einer der wichtigsten Indikatoren sind dabei die schulischen und beruflichen Bildungsabschlüsse, die eine Partizipation am Arbeitsmarkt ermöglichen. Die Studie berichtet u.a. von einer hohen Beteiligung am

Arbeitsmarkt und einer geringen Arbeitslosigkeit. Außerdem sind die schulischen Bildungsabschlüsse nur minimal geringer als die Abschlüsse von Personen ohne Migrationshintergrund. Für die nächsten Jahre ist sogar ein Trend zu höheren Abschlüssen zu verzeichnen. (vgl. Worbs et al. 2013: S.7, 45, 201)

Doch wie sieht es bei den AussiedlerInnen selbst aus? Fühlen sie sich wirklich in Deutschland integriert? Die Realität zeigt, dass sich Viele nach wie vor nicht zugehörig fühlen. Wie in den Interviews von Maria und Helene deutlich wurde, bleibt da ein Gefühl anders zu sein und nicht als Deutsche anerkannt zu werden.

Aus dieser Frustration heraus reagieren Manche mit einer Überanpassung an die deutsche Gesellschaft. Andere wiederum isolieren sich (vgl. Kiel 2009: S.39). Diese Isolation birgt dann Nährboden für rechtsgerichtete Gruppierungen wie die AfD. Die Partei profitiert an russlanddeutschen Wählern, die sich von ihr ernstgenommen fühlen. Viele der Russlanddeutschen befürchten einen Zerfall der Werte, des christlichen Glaubens und der deutschen Kultur in Deutschland (vgl. Spiegel-online 2017). Sie haben Angst vor einer Überfremdung durch Migranten. Durch die Anhängerschaft in der AfD versuchen sie ihren Unmut zu zeigen und Deutschland vor fremden Einflüssen zu schützen. Doch leider verdrängen sie, oder es ist ihnen nicht bewusst, dass bei ihrer Einreise ebenfalls rechtsorientierte Parteien gegen sie hetzten und den Unmut in der Bevölkerung verstärkten. Sie traf damals ein Widerstand, den sie nun selbst gegen andere ZuwanderInnen richten.

Auch wenn die Vorgeschichte eine andere ist, so sind dennoch viele Parallelen zu erkennen. Denn bei der Integration der AussiedlerInnen können ähnliche Probleme wie bei anderen Zuwanderungsgruppen festgestellt werden. (vgl. Dietz 1997: S.58) Da ist das Empfinden zwischen mehreren Kulturen zu leben und nirgendwo so richtig dazu zu gehören.

In den nachfolgenden Absätzen möchte ich darlegen, wie die Soziale Arbeit an diesen Punkten ansetzen kann. Dazu nutze ich die Ergebnisse aus den biographisch-narrativen Interviews. Die Biographieforschung ist nützlich um das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit zu reflektieren und Handlungsmöglichkeiten weiter zu entwickeln. (vgl. Riemann 2005: S.248) Da sich in der Migration der Russlanddeutschen einige Parallelen zu aktuellen Zuwanderungsgruppen feststellen lassen, werde ich mögliche Handlungsschritte auf die gesamte Gruppe der MigrantInnen beziehen. Es geht mir vor

allem darum, dass die Soziale Arbeit nicht nur einseitig tätig wird. Bei der Integration müssen beide Seiten aktiv werden – die Zugewanderten als auch die Gesellschaft. Die Soziale Arbeit soll die Anliegen beider Seiten wahrnehmen und daraus mögliche Handlungsschritte ziehen. Da das Handlungsspektrum sehr weitläufig ist, werde ich mich auf die Punkte beschränken, die mir im Zuge der Thesis wichtig geworden sind.

## **8.1 Soziale Arbeit mit Migrantengruppen**

### 8.1.1 Auffangen der MigrantInnen nach der Einreise

Aus den Interviews wurde ersichtlich, wie entscheidend vor allem die erste Zeit nach der Einreise für die Frauen war. Sie ließen ihr altes Leben, ihren Besitz und ihre Kontakte zurück und kamen nach Deutschland. Hier mussten sie ganz von vorne beginnen. Alles war neu und fremd für sie. Gerade in dieser hilflosen und emotional aufwühlenden Zeit nach der Einreise, brauchen Zugewanderte Stabilität und Sicherheit. Sie benötigen Unterstützung beim Ausfüllen von Unterlagen und Menschen, die sie zu Ärzten und Behörden begleiten und ihnen in der Anfangsphase zur Seite stehen.

Genauso, wie viele EhrenamtlerInnen es bei der unerwartet hohen Zuwanderung von Geflüchteten im Jahr 2015/2016 gemacht haben. Vielerorts wurden Helfernetzwerke geschaffen und Patenprojekte ins Leben gerufen, woraus bleibende Kontakte und Freundschaften entstanden sind. Außerdem wurde die Netzwerkarbeit zwischen den Institutionen verstärkt, um eine bessere Zusammenarbeit und Hilfe zu ermöglichen. Ein weiterer Aspekt war die Vernetzung der Zugewanderten mit Beratungsstellen und Bürgerzentren in ihrer Nähe. So konnte gewährleistet werden, dass sie auch in Zukunft einen Ansprechpartner haben und gegebenenfalls an Freizeitangeboten teilnehmen (vgl. BAMF 2015).

Bei der Migration der AussiedlerInnen waren diese Strukturen leider noch nicht in dem Maße vorhanden gewesen. Wären diese Hilfestrukturen damals gewesen, hätte sich ihr Zugehörigkeitsempfinden womöglich anders entwickelt. Sie hätten mehr Unterstützung gebraucht. Doch statt die Eingliederungshilfen weiter auszubauen, wurden 1993 die Gelder dafür gekürzt. Viele Einrichtungen mussten schließen und Angebote wurden gestrichen. Diese Einsparmaßnahmen rissen Löcher in das aufgebaute

Integrationskonzept und verschlechterten die Situation für die AussiedlerInnen (vgl. Baaden 1997: S.24f.).

Die Soziale Arbeit sollte verstärkt in der Anfangsphase von Zugewanderten tätig werden, weil sie gerade dann viel Unterstützung benötigen. Durch die Hilfe im Alltag, die Heranführung an die Kultur und den gesellschaftlichen Abläufen, können zukünftige Herausforderungen minimiert werden.

### 8.1.2 Die familiäre Ressource nutzen - Familienarbeit

Wie bereits angesprochen, hat die Familie einen hohen Stellenwert in dem Leben der Russlanddeutschen. In den verschiedenen Migrationsphasen war sie der Mittelpunkt in der sich das alltägliche Leben abspielte und die Sicherheit gab.

*„Die Familie, die schon zu Sowjetzeiten emotionale Heimat war, wird auch in der Bundesrepublik zum Rückzugsort in einer Gesellschaft, in der viele sich als nicht willkommen, sondern als den „Deutschen gleichgestellte Ausländer“ behandelt fühlen.“ (Schönhuth 2006: S.373)*

Wie auch Helene im Interview bekräftigte „Das war, für mich sehr große Hilfe ne, **ohne Familie hätten wir das auch alles nicht geschafft**, ohne Familie hätte **ich** das nicht geschafft (2) die Familie ist sehr viel ne, Zusammenhalt in der Familie, **das ist sehr viel, es ist sehr viel wert**“ (Helene, Absatz 64). In all der Unsicherheit und dem Umbruch in ein neues Leben, war die Familie die einzige Konstante (vgl. Baaden 1997: S.23).

Auch andere Migrantenfamilien sind von einem starken, familiären Zusammenhalt geprägt. Im Allgemeinen lässt sich feststellen, dass es keine vergleichbare Instanz wie die Familie gibt, die so einen Zusammenhalt herstellen kann. (vgl. Menz 2009: S.63) Familiäre oder Soziale Netzwerke sind in vielerlei Hinsicht unerlässlich. Gerade im Hinblick auf eine Migrationsentscheidung, sind sie eine wertvolle Ressource. Soziale Netze geben psychische Stabilität und emotionale Unterstützung, wenn vieles im Wandel ist. Außerdem vermitteln sie

*„ein Gefühl der Zugehörigkeit und des Beheimatet-seins“ (Janßen 2011: S.295).*

Dieser Aspekt ist besonders dann wichtig, wenn sich die Zugewanderten in der Gesellschaft nicht vollwertig dazugehörig fühlen. Wie auch bei Helene und Maria. Außerdem sind sie bei der Integration im Aufnahmeland unerlässlich (vgl. Janßen 2011:



S.302). Die Familie ist die erste Instanz, die bei der alltäglichen Bewältigung von Problemen mobilisiert wird und Unterstützung bietet (vgl. Janßen 2011: S.300).

Aus all den genannten Punkten wird klar, wie unerlässlich die Familienarbeit mit MigrantInnen ist und welche Chancen sich dahinter verbergen. Die Soziale Arbeit sollte diese Ressource nutzen, um nützliche Hilfen anbieten zu können. Sobald ein Familienmitglied dieses Netzwerkes erreicht wird, ergibt sich auch der Zugang zu den anderen Angehörigen. Deshalb ist es notwendig, dass in den verschiedenen Institutionen wie Kitas, Schulen, Begegnungszentren usw. Familienarbeit geleistet wird. Besteht beispielsweise der Zugang zu einem Kind und es wird deutlich, dass die Eltern ein Hilfebedarf haben, sollten sie zu geeigneten Stellen vermittelt werden. Besonders niederschwellige Angebote können den Zugang zu weiterführenden Maßnahmen ermöglichen. Hilfreich sind dabei Angebotsstrukturen, die im unmittelbaren Lebensumfeld der MigrantInnen zu erreichen sind (vgl. Gaitanides 2011: S.329f.).

## **8.2 Aufklärung in der Gesellschaft**

Migration ist ein Thema, das sowohl auf die Zugewanderten als auch auf die Bevölkerung Einfluss nimmt. Daher ist die Soziale Arbeit gefordert auch im Bereich der Gesellschaft aktiv zu werden. Böhnisch beschreibt Migration als Lebens- und Bewältigungslage beider Seiten. (vgl. Böhnisch 2012: S.74) Deutschland wird häufig als Migrationsgesellschaft bezeichnet, doch leider herrscht oft ein Unkenntnis über die Migrationsbewegungen nach Deutschland. Viele wissen nicht, wer AussiedlerInnen sind und warum sie in Deutschland leben. So auch bei anderen Zuwanderungsgruppen. Themen wie Migration und Flucht dominieren die Medien und spalten zugleich die Gesellschaft. Diese Themen müssen auch in Bildungseinrichtungen thematisiert werden. Und das darf nicht erst mit der großen Migrationsbewegung im Jahr 2015 begonnen werden. Es sollte unter anderem darüber gelehrt werden, warum Menschen migrieren, welchen Einfluss das auf die Gesellschaft nimmt und wie ein Zusammenleben funktionieren kann. Migration ist ein wichtiges Anliegen in Deutschland und da sind Plattformen des Austausches dringend notwendig.

Ein weiterer Punkt ist die Antidiskriminierungsarbeit. Diskriminierung entsteht oft aufgrund von Vorurteilen. Dabei handelt es sich meist um negative Meinungen über Andere. Diese Meinungen entstehen nicht aus eigenen Erfahrungen, sondern wurden von

anderen übernommen (vgl. bpb 2017). Rassismus und Diskriminierung entsteht unter anderem da, wo die Menschen nicht ausreichend aufgeklärt sind und sich vor vollendeten Tatsachen sehen. Die Unkenntnis über die Zugewanderten kann sich dann zu einem Gefühl der Überfremdung entwickeln.

*„Aus der Vorurteilsforschung wissen wir, dass alles, was uns als fremd entgegentritt, sehr schnell als Bedrohung empfunden und mit negativen Attributen belegt wird“ (Kossolapow 1989: S.20).*

Eine negative Haltung dient daher des Selbstschutzes. Sie verleitet dazu, andere in diese Denkweise zu involvieren und sich durch den Rückhalt stärker zu fühlen (vgl. Kossolapow 1989: S.20). Mit einer höheren Aufklärung und verstärkter Antidiskriminierungsarbeit könnte diesen Denkweisen entgegengewirkt werden. In diesem Fall ist vor allem die Öffentlichkeitsarbeit und Prävention gefragt, um Benachteiligungen zu vermindern (vgl. Schirilla 2016: S.138).

### **8.3 Haltung der SozialarbeiterInnen**

Durch die empirische Arbeit ist mir ebenfalls die Haltung der SozialarbeiterInnen in der Arbeit mit MigrantInnen bedeutsam geworden. Hinter jeder Person, die in die Bundesrepublik migriert, stecken andere Erwartungen und Einstellungen. Nicht jeder freut sich darüber in Deutschland zu sein. Genauso wie es bei Maria deutlich wurde. Für manche Zugewanderten ist ihr Aufenthalt in Deutschland nur eine Übergangslösung und sie freuen sich wieder in ihre Herkunftsländer zurückkehren zu können. Da kann es vorkommen, dass Integrationsmaßnahmen nicht wahrgenommen werden und sich die Personen isolieren.

In der Arbeit mit diesen Menschen sind da vor allem interkulturelle Kompetenzen gefragt. Darunter versteht Josef Freise vier Begriffe. Respekt, als Achtung vor der Würde des Menschen. Empathie, um die Gefühle und Bedürfnisse des Anderen wahrzunehmen und darauf einzugehen. Konfliktfähigkeit, um professionell auf Meinungsverschiedenheiten zu reagieren und unangenehme Themen ansprechen zu können. Und als letztes die Ambiguitätstoleranz, die unterschiedliche Sichtweisen auszuhält, ohne ein vorschnelles Urteil zu fällen (vgl. Freise 2008, S.17-18).

Ein weiterer Aspekt ist die Anerkennung der kulturellen Prägung. Nach Josef Freise beinhaltet Anerkennung

*„das Bedürfnis eines Menschen oder einer Gruppe, so sein zu dürfen, wie man mit bestimmten Eigenschaften geprägt ist und sich in dieser Eigenart in die Gesellschaft einbringen zu können“ (Freise 2013: S.50).*

Er schreibt darüber, dass es einer Anerkennung der Bindestrichidentitäten geben muss. Also derer, die sich in verschiedenen ethnischen Identitäten orten. Darunter zählt er auch die Russlanddeutschen (vgl. Freise 2013: S.50). Eine gezwungene Assimilation wäre da der falsche Ansatz.

## **9 Fazit**

Die Analyse hat gezeigt, wie unterschiedlich sich die Bedeutung des Deutschseins in den Migrationsphasen der Frauen entwickelt hat. Von einer starken deutschen Identität in der Diaspora geprägt und von dem Wunsch geleitet endlich „nach Hause“ zu kommen und in ihrem Deutschsein anerkannt zu werden, wurden sie mit der Realität konfrontiert. Jede hat die Ankunft und die letzten Jahrzehnte anders empfunden. Ein wesentlicher Punkt war die Zugehörigkeit. Zwei der Frauen erwähnten das Gefühl nicht als Deutsche anerkannt zu werden und anders als die Gesellschaft zu sein. Ihre deutsche Identität kam ins Wanken. Das Selbstbild passte nicht mehr mit dem Fremdbild überein und führte zu einer Beschäftigung der ethnischen Identität (vgl. Baaden 1997: S.15). Dabei wurden Prägungen sichtbar, die sie aus ihrer Zeit in der ehemaligen Sowjetunion übernommen hatten. Sie haben eine deutsche Nationalität und fühlen sich dennoch mit ihren Herkunftsländern verbunden. Diese Wirklichkeit kann allerdings auch Chancen beinhalten. Anders ausgedrückt:

*„Das Leben zwischen zwei Kulturen kann als Leben in zwei Kulturen gesehen werden, als Teilhabe an zwei Reichtümern, die die Borniertheit und Enge des Monokulturellen überwindet.“*

*Franz Hamburger*

## Literaturverzeichnis

**Angenendt, Steffen (2009):** Binnenmigration und Binnenvertriebene.

In: Bundeszentrale für politische Bildung, 01.06.2009, <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration-ALT/56676/binnenmigration> (Aufruf:14.11.2018;14:50)

**Baaden, Andreas (1997):** Konzepte und Modelle zur Integration von Aussiedlern. In: Schriftenreihe Aussiedlerintegration, Band 8. Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz GmbH

**Bangel, Christian (2016):** Die Russlanddeutschen wollen dazu gehören. In: Zeit Online.<https://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-02/russlanddeutsche-deutschland-russland-integration-interview> (Aufruf: 09.01.2019;15:16)

**Bauer, Brigitte (2009):** Das narrative Interview als Weg zum biographischen Verstehen studierender MigrantInnen am Beispiel eines Projektstudienangebotes. In: Hölzle, Christina; Jansen, Irma (Hrsg.) (2009): Ressourcenorientierte Biographiearbeit. Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

**Böhnisch, Lothar (2012):** Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 6., überarbeitete Auflage

**Bohnsack, Ralf/ Marotzki, Winfried/ Meuser, Michael (Hrsg.) (2011):** Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung, Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, 3. durchgesehene Auflage

**Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2015):** Integrationsprojekte vor Ort. Willkommenskultur.<http://www.bamf.de/DE/Willkommen/Integrationsprojekte/Willkommenskultur/willkommenskultur-node.html> (Aufruf:15.01.2019;21:29)

**Bundeszentrale für politische Bildung (2018):** Bevölkerung mit Migrationshintergrund I. <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61646/migrationshintergrund-i> (Aufruf:14.01.2019;14:45)

**Bundeszentrale für politische Bildung (2017):** Diskriminierung.

<http://www.bpb.de/lernen/projekte/refugee-eleven/243509/diskriminierung>

(Aufruf: 10.01.2019;19:14)

**Bundeszentrale für politische Bildung (2007):** Migration in Deutschland.

Rechtsgrundlagen. [http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration-](http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration-ALT/56416/rechtsgrundlagen)

ALT/56416/rechtsgrundlagen (Aufruf:04.10.2018;21:53)

**Dietz, Barbara (1997):** Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland. In: iza

Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit (1997): Neue Zuwanderung ins

Bundesgebiet. Frankfurt am Main: Verlag des Instituts für Sozialarbeit und

Sozialpädagogik. 1. Quartal

**Freise, Josef (2013):** Interkulturelle Soziale Arbeit: Integration, Anerkennung und

Partizipation als Leitideen einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit in der

Migrationsgesellschaft. In: Spetsmann-Kunkel, Martin/ Frieters-Reermann, Norbert

(Hrsg.) (2013): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Opladen, Berlin und

Toronto: Verlag Barbara Budrich

**Freise, Josef (2008):** Haltungen in der Interkulturellen Sozialen Arbeit, in: Forum

Sozial, Heft 2, S. 17-20

**Friedmann, Jan (2017):** Russlanddeutsche in der AfD. Rechtsruck in "Klein-Moskau".

In: Spiegel-online, 09.09.2017, [http://www.spiegel.de/politik/deutschland/afd-warum-](http://www.spiegel.de/politik/deutschland/afd-warum-die-partei-bei-russlanddeutschen-so-beliebt-ist-a-1166915.html)

die-partei-bei-russlanddeutschen-so-beliebt-ist-a-1166915.html

(Aufruf:15.01.2019;18:26)

**Fuchs-Heinritz, Werner (2009):** Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis

und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 4. Auflage

**Fuchs, Werner (1984):** Biographische Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag

**Gaitanidis, Stefan (2011):** Zugänge der Familienarbeit zu Migrantenfamilien. In: Fischer, Veronika/ Springer, Monika (Hrsg.) (2011): Handbuch Migration und Familie. Grundlage für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach: Wochenschau Verlag

**Glinka, Hans-Jürgen (2016):** Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim und München: Juventa Verlag, 4. Auflage

**Ilyien, Vladimir (2006):** Religiosität als Faktor für die Immigrationspraxis ethnischer Deutscher in die Bunderepublik Deutschland. In: Ipsen-Peitzmeier S., Kaiser M. (Hrsg.) (2006): Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: Transcript Verlag

**Ipsen-Peitzmeier S., Kaiser M. (Hrsg.) (2006):** Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: Transcript Verlag

**Janßen, Andrea (2011):** Migration und familiäre Netzwerke. In: Fischer, Veronika/ Springer, Monika (Hrsg.) (2011): Handbuch Migration und Familie. Grundlage für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach: Wochenschau Verlag

**Kiel, Swetlana (2009):** Wie deutsch sind Russlanddeutsche? Eine empirische Studie zur ethnisch-kulturellen Identität in russlanddeutschen Aussiedlerfamilien. Waxmann Verlag GmbH: Münster

**Kossolapow, Line (1989):** Aussiedler-Integration. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1982-1988, Köln: Die Heimstatt

**Kuckartz, Udo (2016):** Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 3. überarbeitete Auflage

**Küsters, Yvonne (2009):** Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Auflage

**Liebig, Sabine (2007):** Migration: Motive und Formen, In: Liebig, Sabine (Hrsg.) (2007): Migration und Weltgeschichte. Schwalbach: Wochenschau Verlag

**Malchow, Barbara; Tayebi, Keyumars; Brand, Ulrike (1990):** Die fremden Deutschen. Aussiedler in der Bundesrepublik, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH

**Mayring, Philipp (2015):** Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlage und Techniken. Weinheim und Basel: Beltz Verlag, 12. überarbeitete Auflage

**Mecheril, Paul (2003):** Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit. Münster: Waxmann Verlag

**Mecheril, Paul (2004):** Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag

**Menz, Simone (2009):** Familie als Ressource. Individuelle und familiäre Bewältigungspraktiken junger Erwachsener im Übergang in Arbeit. Weinheim und München: Juventa Verlag

**Nolte, Hans-Heinrich (2007):** Migration von Russlanddeutschen: Emigration und Remigration, In: Liebig, Sabine (Hrsg.) (2007): Migration und Weltgeschichte. Schwalbach: Wochenschau Verlag

**Nossol, Alfons (2009):** Kulturelle Identität und Konfessionalität. In: Bergner, Christoph/ Weber, Matthias (Hrsg) (2009): Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland. Bilanz und Perspektiven. München: R. Oldenbourg Verlag

**Panagiotidis, Jannis (2018):** Spätaussiedler, Heimkehrer, Vertriebene – Russlanddeutsche im Spiegel bundesdeutscher Gesetze. In: Bundeszentrale für politische Bildung, 17.09.2018, <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/274597/spaetaussiedler-heimkehrer-vertriebene-russlanddeutsche-im-spiegel-bundesdeutscher-gesetze> (Aufruf: 14.11.2018; 15:34)

**Reitemeier, Ulrich (2006):** Im Wechselbad der kulturellen Identitäten. Identifizierungs- und De-Identifizierungsprozesse bei russlanddeutschen Aussiedlern. In: Ipsen-Peitzmeier S., Kaiser M. (Hrsg.) (2006): Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: Transcript Verlag

**Riemann, Gerhard (2005):** Zur Bedeutung ethnographischer und erzählanalytischer Arbeitsweisen für die Selbstreflexion professioneller Arbeit. Ein Erfahrungsbericht. In: Völter B., Dausien B., Lutz H., Rosenthal G. (Hrsg.) (2005): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag

**Roesler, Karsten (2003):** Rußlanddeutsche Identitäten zwischen Herkunft und Ankunft. Eine Studie zur Förderungs- und Integrationspolitik des Bundes, Frankfurt am Main: Peter Lang. Europäischer Verlag der Wissenschaften

**Rosenthal, Gabriele (2011):** Interpretative Sozialforschung – Eine Einführung. Weinheim / München: Juventa Verlag, 3. aktualisierte und ergänzte Auflage

**Rosenthal, Gabriele (2005):** Die Biographie im Kontext der Familien und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, Dausien, Lutz, Rosenthal (Hrsg.) (2005): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag

**Schirilla, Nausikaa (2016):** Migration und Flucht. Orientierungswissen für die Soziale Arbeit. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer

**Schneider, Jan (2005):** Migration in Deutschland. Die Geschichte der Russlanddeutschen. In: Bundeszentrale für politische Bildung, 15.03.2005, <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/ALT/56417/russlanddeutsche?p=2> (Aufruf: 03.10.2018;00:14)

**Schönhuth, Michael (2006):** Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer entbetteten ‘Volksgruppe‘ im translokalen Raum. In: Ipsen-Peitzmeier S., Kaiser M. (Hrsg.) (2006): Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: Transcript Verlag



**Treibel, Annette (2015):** Integriert euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland. Frankfurt/ New York: Campus Verlag

**Treibel, Annette (2008):** Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht, 4. Auflage, Weinheim und München: Juventa Verlag

**Treibel, Annette (2007):** Einwanderung – Nomadismus – Transmigration: Aktuelle Migrationsprozesse aus soziologischer Sicht. In: Liebig, Sabine (Hrsg.) (2007): Migration und Weltgeschichte. Schwalbach: Wochenschau Verlag

**Worbs, Susanne/Bund, Eva/Kohls, Martin/Babka von Gostomski, Christian (2013):** (Spät-)Aussiedler in Deutschland: Eine Analyse aktueller Daten und Forschungsergebnisse. Forschungsbericht 20. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.

## Anhang

Anlage 1

### **Ablauf Biographisches Interview**

#### **Allgemeine Informationen:**

- > Interviewdauer: max. 1 Std.
- > Aufnahme mit Handy oder Diktiergerät
- > Aufnahmen werden verschriftlicht. Aus dem Interview werden Zitate und Teilstücke in die Analyse der Bachelorarbeit eingebracht.
- > Die befragte Person wird in der Arbeit anonymisiert, sodass kein Rückschluss auf die Person möglich ist.
- > Die Interviewerin verpflichtet sich die Daten nur für die Auswertung der Bachelorarbeit zu verwenden.

#### **Ablauf:**

- Teil I

##### Eingangsfrage:

Ich möchte Sie bitten, mir von Ihrer Lebensgeschichte zu erzählen, vor allem im Hinblick auf das Deutschsein. Wie erging es Ihnen und Ihrer Familie als Deutsche in der Sowjetunion, wie verlief die Migration in die Bundesrepublik Deutschland und wie geht es Ihnen heute 30 Jahre nach der Rückkehr?

ca. 20-30 min. freie Erzählung der Befragten zu ihrer Lebensgeschichte.

(Unter anderem:

Leben in der Sowjetunion, Einreise nach Deutschland, aktuelle Situation...usw.)

Währenddessen gibt es keine Unterbrechung. Die Interviewerin wird sich lediglich ein paar Notizen machen.

- Teil II

Anhand der Notizen werden Rückfragen zu der Lebensgeschichte gestellt und nochmal mehr auf das ein oder andere Erlebnis eingegangen

Anlage 2

### ***Datenschutzerklärung***

Hiermit verpflichte ich mich, Renate Birth geboren am 13.01.1992 in Troisdorf, das auf Tonband aufgezeichnete Interview nur für wissenschaftliche Zwecke zu verwenden und nicht an Dritte weiterzugeben.

Persönliche Daten werden bei Veröffentlichungen so verändert, dass eine Identifizierung der Person nicht möglich ist.

Troisdorf, den 20.10.2018

gez. Renate Birth

### Anlage 3

#### Transkriptionszeichen nach Jörg Bergmann (vgl. Rosenthal, 2011: S.93)

,	Kurzes Absetzen
(2)	Dauer der Pausen in Sekunden
Ja:	Dehnung eines Vokals
((lachend))	Kommentar der Transkribierenden
/	Einsetzen eines kommentierten Phänomens
<b>nein</b>	betont
NEIN	laut
viel-	Abbruch eines Wortes oder einer Äußerung
‘nein‘	leise
( )	Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung
(sagte er)	unsichere Transkription
Ja=ja	schneller Anschluss
ja so war nein ich	gleichzeitiges Sprechen ab „so“

## **Eigenständigkeitserklärung**

Ich erkläre hiermit,

- dass ich die vorliegende Studienarbeit selbstständig angefertigt,
- keine anderen als die angegebenen Quellen benutze,
- die wörtlich oder dem Inhalt nach aus fremden Arbeiten entnommenen Stellen, bildlichen Darstellungen und dergleichen als solche genau kenntlich gemacht und
- keine unerlaubte fremde Hilfe in Anspruch genommen habe.

Köln, den 19.01.2019

Renate Birth